Das Reh ſieht man alhier zweÿ Kleine Hörner tragen,
Ein andrer trägt ſie auch, doch darf mans jhm nicht ſa
ge

Die redende Thiere

über menschliche

Fehler und Laster,

Bey

Ruhigen Stunden

Lustig und nützlich zu lesen.

Drey und dreyßigstes Gespräch

zwischen

Einem Reh

und

Einem Karpen.

Frankfurt und Leipzig 1752.

Curiosus hat ein Schreiben ohne Benennung des Ortes, unter dem Dato des 6ten Julii 1751. von einem, der sich durch die Buchstaben, R. J. B.*** bezeichnet, erhalten. Wir würden den Brief selbsten mittheilen, wenn er nicht viel zu lang zum Eindrucken wäre. Der Herr Verfasser wird uns die Auslassung seines Briefes um so viel weniger verdenken, da er selbst bey dem Schlusse desselben saget; Sie können den Brief, wenn es beliebig ist, auch weg lassen, und nur die Abhandlung, in die Gespräche der Thiere, einrücken. Wir haben also die Ehre, die aus dem Französischen übersetzte Schrift, zu lieffern. Hier ist sie.

Vorzug

der

Thiere vor den Menschen.

Ich sehe voraus, daß meine Leser bey dem ersten Anblicke dieses son-

derlichen Satzes murren werden. Allein ich bin versichert, daß, wo sie mir nur einige Augenblicke werden Gehör gegeben haben, sie solchen nicht mehr vor sonderlich, sondern als einen unumstößlichen Grundsatz, ansehen werden.

Ich kann die Beschimpfung, so man den Thieren anthut, nicht länger vertragen, da man sie, nach des Cartesius und seiner Anhänger Meynung, für blosse Maschinen ansiehet, und ich halte diesen berühmten Philosophen in Verdacht, daß er, aus Eifersucht über den Verstand, da er solchen nicht allein besitzen, noch seines gleichen entziehen können, alle seine Kräfte angestrecket habe, solchen den Thieren zu nehmen. Aber er gedachte nicht daran, daß indem er sie dergestalt beschimpfte, er seines gleichen, und folglich sich selbst, beschimfte. Ja, ich behaupte, daß die Thiere, uns nicht nur gleichen, sondern, daß sie auch viel vollkommener als die Menschen sind.

Ich rede von den vierfüßigen Thieren. Die werden auf eben die Art, als wir, gezeuget. Es geschiehet eben so wohl

auf

auf die Art einer Verheyrathung eines männlichen mit einem weiblichen; Man verstehe was ich sagen will. Ihre Leibesfrucht wird eben so, wie das Kind, gebildet, zu sagen, an einem unsichtbaren Orte, wie in dem Schoose der Erden. Es gibt so gar einige Thiere, die neun Monate tragen, eben so lange wie die Frau. Erstes Zeichen der Gleichheit.

Die Thiere kommen eben durch das Thor in die Welt, durch welches wir hinein kommen; aber es geschiehet mit viel wenigern Kosten und Umständen. Sie brauchen weder Hebammen noch Wärterin, weder Wiege noch Säugammen: Die Mutter weiß sich alleine zu helffen und ernähret auch ihre Jungen allein.

Endlich findet sich wohl ein Unterscheid zwischen ihren und unserm Cörper? Ist die Vorstellung derer verschiedenen Theile desselben nicht in allem einerley? nur allein die Gesichtszüge und Physionomie ausgenommen. Haben sie nicht, wie wir, eine Stirne, zwey Augen, zwey Ohren, zween Schläfe,

eine Nase, zwey Kinbacken, einen Mund, einen Kinn und alles übrige? die Thiere haben wie der Mensch, fünf Sinne: so gar, haben sie solche, viel subtiler als wir.

Zum Beweiß nehme man nur den Lux, was das Gesicht, den Hasen was das Gehör, den Hund was den Geruch, und die Katze was den Geschmack betrift. Das Gefühl, den fünften Sinn, haben sie wenigstens eben so gut als wir. Es ist wahr, daß sie auf vier, und wir nur auf zween Füssen gehen. Aber gewiß, es würde auch hier zwischen uns und den Thieren kein Unterscheid seyn, wenn man nicht von der Wiege an sich bemühete, der Neigung der Natur zu wiederstehen, indem man uns, so zu sagen, zwinget, aus unsern zween Vorderfüssen zwo Hände zu machen. In der That, der Arm von dem Elbogen an bis zur Hand, gleichet nicht uneben dem Bein, von dem Knie an bis zu den Füßnägeln; und die Hand ist wie der Fuß gemacht, sie hat wie er, vier Finger und einen Daumen. Es ist also zu vermuthen, daß uns auch die Hände sind

zum

zum gehen gegeben worden, um so vielmehr, da wir sehen, daß auch die andere Thiere solche dazu gebrauchen. Dieser Gebrauch ist allem Ansehen nach, der rechte, weil die Natur selbst solchen ihnen eingegeben und gelernet hat.

Also, hochmüthige Menschen! lasset es euch nicht verdriessen, wenn ich sage, daß bis hieher die Natur der Thiere uns gleich gemacht hat.

Ich irre mich; sie hat noch mehr gethan. Der Instinct, so sie ihnen gegeben, ist besser als die Vernunft, die uns zu Theil worden. Und um euch selbst zu überzeugen, so haltet einen Augenblick die Vernunft und den Instinct der Thiere gegen einander. Die eine so wohl, als der andere, sind zwey göttliche Lichter, zu sagen, zwo Fackeln, die uns die Gottheit mittheilen wollen, uns zu erleuchten und zu führen. Aber der Instinct ist ein helles und unveränderliches, getreues Licht, dem das Thier ohne Wiederwillen folget. Er ist ein Licht, so es sicher führet; der ihm lernet das Nutzliche dem Schädlichen vorzu-

ziehen; der es von der Gefahr klüglich entfernet; der seine Handlungen einrichtet und es niemals in einige Ausschweifungen verfallen lässet. Da im Gegentheil, die Vernunft veränderlich, und öftern Schwachheiten unterworffen ist. Beständig durch tausend düstere Wolcken umhüllet, so entweder von den Sinnen, denen Leidenschaften oder Vorurtheilen entstehen, lässet sie den Menschen in der Finsterniß; Sie verlässet ihn, da er sie am nöthigsten hat; sie warnet ihn allezeit zu spät: Sie gibt ihm das Nichts menschlicher Dinge alsdenn erst zu erkennen, wo er von selbigen zum öftern hintergangen worden. Die Vernunft weichet allezeit dem Verlangen des Hertzens. Sie verlöschet gewisser Massen, wenn sie uns erleuchten solle. Oftmals stellet sie uns die Tugend unter einer schlimmen, und die Laster unter einer guten Gestalt vor. Mit einem Worte, man siehet nicht, daß sie den Menschen verhindere in tausend wiederwärtigen Dingen und in alle Arten Ausschweifungen zu verfallen.

Man

Man sage nunmehro ob die Vernunft mehr werth sey, als der Instinct? welche von diesen beyden Gaben die vortheilhafteste, die vortreflichste sey? Billigkeit liebender Leser! thue den Ausspruch.

Unterdessen werdet ihr mir einwenden: Ist doch eine Sache die uns gar sehr von den Thieren unterscheidet, ich will sagen die Rede. Ich gebe es zu: Aber ist es ein Vortheil so wir vor ihnen haben? Ich glaube es nicht. Es ist leicht zu beweisen, daß sie der Gesellschaft und den Menschen wenig Vortheil bringe. Die Rede, es ist wahr, entdecket uns des Menschen Hertz; sie machet; daß man einen Argwohn auf ihn wirfft, daß man ihn hasset. Man hat allzeit gute Meinung von einem Menschen der schweiget: man hält ihn vor besser als vielleicht er nicht ist. Allein fängt er an zu reden, so bekommt man eine andere Meynung von ihm; man entdecket sein Gemüt. Es ist ein Mensch, sagt man, der eben so denket als wir, der eben die Begierden, und eben die Schwachheiten hat. Man muß ihm nicht zu viel trauen. Es scheinet, daß

er sich verstelle. Vielleicht ist er neidisch und plauderhaft. Ich liebe ihn nun schon weniger, als da er schwieg. Ich fürchte seine Zunge; sie wird mich ohne Zweifel so wenig als einem andern verschonen, ich hasse ihn deswegen. Auf solche Art pfleget man von denen zu urtheilen, die sich durch die Rede bekannt machen. Ausser dem, wie schädlich ist sie nicht dem menschlichen Geschlechte! Bald streuet sie durch falsche Berichte den Saamen der Uneinigkeit unter die vertrautesten Freunde und veruneiniget die allereinigsten Familien. Wie viel Zank, Zorn, Balgerey, Blutvergiessen, Meuchel- und Vatermord richtet sie nicht, entweder durch grobe Schimpfworte, oder beissenden Scherz an? Füget hinzu, daß die Rede das Werkzeug der Verrätherey und der Ungerechtigkeit sey; daß sie das Sprachrohr der Verläumdung und der Nachrichter des guten Leumunds unserer Nächsten sey.

Folglich ist die Rede mehr ein Ubel als ein Vortheil, womit wir uns gar nicht zu rühmen haben, vielmehr haben die

die Thiere Ursache, sich das Glück zu wünschen, daß sie derselben beraubet sind. Gewiß, wenn die Thiere reden solten, man würde gar bald die grosse Einigkeit verschwinden sehen, welche ihre Stummheit unter ihnen erhält. Sie würden, nach Art der Menschen, sich oft den Krieg untereinander ankündigen; denn die Menschen sind mit ihres gleichen beständig in Krieg verwickelt, weil sie beständig von einander Böses reden. Sehet demnach wie ich den Menschen beschreibe; Ein vernünftiges Wesen so stumm ist.

Ja es mangelt dem Thiere nichts als die Rede. Ausser diesem einzigen Fehler, so es einer ist, verdienet es so wohl als der Mensch den Titel vernünftig; denn es hat wie er, Verdienste und Tugenden. Es ist so gar, wer solte es glauben? es ist vollkommener als er. Es besitzt die Vollkommenheiten würcklich und in der That, welche der Mensch entweder nicht hat, oder nur dem Namen nach hat.

Das Thier ist ein warhaftig freyes Wesen. Es wird durch nichts einge-

schrencket, und kan ohngehindert alle seine Begierden sättigen. Es scheuet sich nicht vor seines gleichen, die natürlichen Dinge zu verrichten, die sie selbsten bey Gelegenheit verrichten. Der Mensch hingegen, thut nicht den vierten Theil von dem, was er thun wolte. Sein Wille ist durch den Willen anderer Menschen gleichsam gezäumet. Er richtet selbigen nach ihrem Urtheil. Er fürchtet das was wird man darzu sagen? Er ist ein Sclave von der Meynung eines Narren.

Das Thier ist niemand unterwürffig. Ich verstehe vornehmlich die wilden Thiere. Es ist eigentlich nur von dem Wolf, dem Bären, dem Tieger oder dem Löwen, daß man sagen kan, er ist niemand unterworffen, niemand hat ihm zu befehlen, und er ist in allen Stücken sein eigener Herr. Dahingegen der Mensch von der Schäfer-Hütte an bis zum Thron, entweder unter seinem Vater, oder seinem Obern, unter seiner Frauen oder seiner Liebsten stehet.

Oftmals ertheilet der auf dem Thron sitzende Monarch nicht so wohl seine, als seiner Gebieterin des Hertzens, oder

seines

seines Lieblings, Befehle, der ihm nach seinem Willen regieret.

Ich finde bey den Thieren eine andere Vollkommenheit. Sie sind von Natur gelehrt. Sie besitzen eine eingepflantzte Känntnis der Artzneykunst, welche alles Wissen des berühmtesten Artztes übertrift. Wenn sie kranck sind, kennen sie das ihnen dienliche Hülfsmittel und gebrauchen es. Sie allein besitzen die Kunst sich gesund zu machen und zu erhalten. Der Wolf, wenn er einen Eckel hat, purgiret sich mit einem Kraut oder mit grünem Korne. Aber der Mensch, der die Tugenden der Hausmittel nicht kennet, ist genöthiget, sich andern Menschen anzuvertrauen, die eben so unwissend sind als er, und die ihn gewiß tödten, oder von ohngefähr heilen. Ich gehe weiter und unterstehe mich zu sagen, daß die Thiere Tugenden besitzen; ja sie sind tugendhafter als derjenige Mensch, so glaubet ein sittlich gutes Leben zu führen. Sie sind getreu. Der Hund nämlich, ist seinem Herrn getreuer als der Unterthan seiner Obrigkeit, oder der Christ seinem

GOtt.

GOtt. Diejenigen so sich auf Alterthümer legen, setzen den Hund als das Vorbild der Treue an; er stehet auf dem Schaupfenning des Ulysses, weil er ihn bekannt machte, als er nach Ithaca zurück kam.

Das Thier ist keusch und keuscher als der Mensch. Man gedencke nur an die Keuschheit der Tauben. Sie lieben sich mit einer zärtlichen und vollkommenen Liebe, und sind sich niemals untreu. Sie gebrauchen der erlaubten Ergötzlichkeiten mit Mäßigkeit, und man hat niemals gesehen, daß sie die einander gegebene eheliche Treue gebrochen hätten.

Die Thiere sind auch mässig, und ohne Wiederrede mässiger als der Mensch. Sie machen ihn in diesem Stücke schamroth. Sie essen und trincken mit Mässigkeit, und wissen sich Gräntzen vorzuschreiben, die sie niemals überschreiten. Zur Schande der Menschlichen Vernunft, die schändlichen Beynahmen eines Säuffers und Fressers können nur dem Menschen, und keineswegs den Thieren beygeleget werden.

Wir

Wir müssen endlich zum Beschluse ihnen in einem andern Stücke Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie sind klüger als wir. Wenn sie die Gefahr vor sich sehen so weichen sie ihr sorgsam aus; dahingegen der Mensch sich als ein Unbesonnener hinein stürzet. Indem sie allzeit auf ihre Erhaltung bedacht sind, so enthalten sie sich von allen demjenigen so selbiger zuwieder ist; da wir hingegen, uns wenig um unsere Gesundheit bekümmern, und mit der grösten Begierde alles dasjenige begehren, was uns selbige rauben kann; während der Zeit da der Hund des Nachts zu seiner Sicherheit wachet, überliefern wir uns unvorsichtiger Weise dem Schlaf, und zwar zu einer Zeit, da wir so mancherley Arten Zufällen ausgesetzet sind. Dieses alles wohl betrachtet, muß man dem berühmten Despreaux nicht beyfallen, wenn er in seiner achten Satyre saget:

Von so viel hunderten, so groß als kleinen Thieren,
Die wir theils in der Luft, theils in der See verspühren,
Theils auf der Erden sich zu unsern Diensten weihn,
Däucht, mir kein Thörichter als selbst der Mensch zu
seyn.

• , denn weiß ein Thier gleich nichts von Schöpsen und Gericht,
Von Rath und Policey, von Häschern und von Frohnen,
Kans bey einander doch nicht minder feindlich wohnē.
Sieht man wohl, daß ein Wolf dem andern Netze stellt
Und auf der Strassen ihn gewaltsam überfällt?
Hat je ein Tiegerthier in seinem grösten Rasen,
Den Schwächerern das Licht des Lebens ausgeblasen,
Und ganz Hyrcanien dadurch an sich gebracht?
Hat je ein plumper Bär mit Bären eine Schlacht
Von Berg und Thal gewagt; hört man auch, dieß von Weihen
Wenn sie gleich noch so sehr vor Durst und Hunger schreyn.
Einander angepackt! und wenn hat man gesehen
Der Löwen Republick in Krieg und Flamme stehen?
Wenn hat sich einer wohl zum König unter ihnen
Durch List und Kraft gemacht, dem andere zu dienen
Sich selbst in Noth gestürtzt, den besten Freund verletzt
Ja auf der Brüder Hals den stumpfen Zahn gewetzt
Das allerfrechste Thier so nur auf Erden lebet,
In faulen Sumpfe steckt, und in dem Lichte schwebet
Verliehret seinen Groll, wenn es sein Bildniß sieht
Und füget sich zu ihm mit freudigem Gemüth,
Kein Streit und kein Proceß wird sich bey ihnen zeigen
Wie denn kein Adeler, ist gleich das Feld sein eigen
Den anderen darum vor das Gerichte zeucht,
Daß er bisweilen auch durch sein Gehege fleucht,
Und einen Hasen stößt, er wird ihm nie verwehren,
Sich eben wohl als er, so gut er kan zu nähren,

Und wenn der schlaue Fuchs ein Huhn erhaschen kan'
Giebt sein Compan ihn nicht darum beym Richter an,
Kein Reh hat in der Brunst den alten Bock verklaget,
Und er hinwiederum ihn Schande nachgesaget,
Auch zwingt kein Rechtspruch sie bey der Gelegenheit,
Das öffentlich zu thun was doch die Schaam verbeut,
Man läuft bey ihnen nicht mit Acten und Patenten
Nach Hof und Canzleye, und hohen Parlamenten,
Doch geht ein jedes Thier, ohn Vortheil und Bescheid,
Mit seines gleichen um nach aller Billigkeit.
Der Mensch, der Mensch allein, in seinen wilden Orten
Hat die verdammte Lust sich selber zu ermorden,
Das war noch nicht genug daß er mit grimmer Hand
Der Höllen Meisterstück das Kraut und Loth erfand,
Und Büchsen schmiedete, es muste noch sein Wüten
Der ganzen Welt zur Lust ein Corpus Juris brüten,
Damit auch selbes ja recht möchte dunkel seyn,
Hüllt er es über dem in tausend Glossen ein,
Berief sich auf den Spruch der grossen Rechtsgelehrtē,
Die das noch klare Recht je mehr und mehr verkehrten,
Und was viel schädlicher als alles dieses war,
Bracht er uns endlich auch der Zungēdrescher Schaar.
. . . Ein Esel weiß gewiß sich besser aufzuführen,
Bey dem wir nur den Trieb von der Natur verspührē.
Und er spricht nimmermehr mit seinem rauhen Thon
Der süssen Nachtigal in dicken Büschen Hohn;
Er kann, so dumm er ist, auf seinem Wege bleiben,
Jedoch der Mensch, der Mensch, der die Vernunft soll treiben,

Ist öfters, wie es scheint am hellen Tage blind,
Und stolpert bis er fällt, ja, was er nur beginnt,
Nimmt er zur Unzeit vor, liebt, hasset, schilt, verehret,
Zerbricht, ergänzt, erhöht, verkleinert, baut, verstöhret,
Bald steht ihm alles an, bald macht er ihm Verdruß,
Und weiß nicht, wenn er lacht, noch wenn er weinen muß.
Es kommt ihn nur so an; kein Denken und kein Rathen,
Kein Fünkgen der Vernunft zeigt sich in seinen Thatē,
Er macht sich ein Gespenst, und fürchtet sich dafür,
Thun das die Bären wohl, thut das ein Pantherthier?
Kan eines Hasen Lauf, kan eines Heimchen Girren,
Kan einer Eule Flug sie gleich wie uns verwirren?
Hast du, ich frage dich, jemals ein Thier gesehen,
Vor eines Menschen Bild in tiefster Demuth stehen,
Und es als einen Gott mit Opfern wohl bedenken,
Daß es ihm Regen soll und gutes Wetter schenken?
Wie oft hat aber nicht ein Thier in sich gelacht,
Da es der tolle Mensch zu seinem Gott gemacht,
Und sich vor ihm gebükt, ja, gar sein Bild verehret,
Das er doch selbst gemacht. Mein, hast du nicht gehöret,
Daß noch in Indien die Affen Götter seyn,
Fällt dir Aegypten nicht mit seinen Ochsen ein?
= = = Man spott den Esel aus, jedennoch solt er können,
Ein jedes Ding, wie wir, bey seinen Nahmem nennen,
Und ließ es ihm einmahl der grosse Schöpfer zu,
Zu sagen was er denkt, ach! was vermeinest du,

Herr

Herr Doctor unter uns, was würd er wohl nicht sagen,
Und wie mag er wohl nicht sich mit Gedancken schlagē,
So oft er in Paris, der ungeheuren Stadt,
Auf den verwornen Mark den Sack zu tragen hat,
Und der die Leute sieht mit ungemeinen Hauffen,
Grau, gelbe, grün und schwartz, so durch einander lauffen,
Daß hie ein Lumpenhund in güldnen Sänften ruht,
Und dort ein braver Kerl fast Sclaven Arbeit thut:
Was denkt er, wenn der Arzt zum Kranken hurtig eilet,
Den er durch seine Kunst wohl tödtet, nimmer heilet;
Was, wenn er einen Schwarm Pedanten um sich hat,
Dem der Regente folgt in seinem besten Staat;
Was, wann, so jung als alt, aus Lust von allen Seiten,
Den Ubelthäter hin zum Rabenstein begleiten:
Was denkt er endlich nicht, kommt er einst ungefehr,
Wennes bald Mittag ist, bey unsrem Pallast her,
Und hört von weiten schon um Geld und Gutes willen
Die Ungerechtigkeit mit vollem Halse brüllen,
So, daß die Teufel selbst, in jener Höllenpein
Samt der verdammten Schaar vielleicht nicht ärger schreyn;
Sieht denn die Richter auch, der Advocaten Menge,
Der Schreiber, Frohnen, ach! was denkt er im Gedränge?
O hätte dann dieß Thier annoch der Rede Macht,
Wie zu Aesopus Zeit, und nehme das in acht,
Daß allenthalben sich fast lauter Narren finden,

So würd es sich gewiß zu reden unterwinden,
Es spräche ganz vergnügt bey aller seiner Müh,
Fürwahr, der Mensch ist noch viel D.. als ein Vieh.

* * *

Da sich der Verfasser bemühet hat, den Vorzug der Thiere vor den Menschen, in seiner Schrift abzuschildern, so hätte Curiosus die beste Gelegenheit, seine Gedanken von dem Vorzuge der Menschen vor den Thieren, zu entdeken. Wir nehmen uns aber die Freyheit, unsere Leser auf das eilfte Stück des beliebten Wochenblats: Der Mensch betittelt, zu weisen: indem wir die von dem Verleger gesezte Gränzen einer Vorrede nicht überschreiten wollen.

Gegenwärtiges Gespräch zweyer Thiere ist auf eine zufällige Art zu Stande gekommen. Zu B*** feyerte die Gräfin von H*** ihren Geburtstag; und eben, da Curiosus in den Saal trat, dem Grafen die gebührende Ehrerbietung zu beweisen, begunte man zum Andenken der Gräfin zu trinken. Der Graf L*** Becher war mit einem Hammer gezeichnet, und ward zur

Stär-

Stärke und Tapferkeit getrunken. Das Fürstliche S*** Gedächtniß ward auf der Gräfin Glück gefeyert. Des Grafen von W*** Becher gieng den verstorbenen Helden zu Ehren, und den Lebenden zur Aufmunterung. Die Poeten sangen unterdessen ihre Gedichte.

Der Kern der Jugend im ganzen Lande hatte sich versammlet, den Geburtstag der Gräfin mit ihren Spielen zu beehren, und den Fürstlichen und Gräflichen Personen ein Vergnügen zumachen. Einige spannten ihre Bogen mit solcher Kraft, daß die Sehnen bey ihrem Abdrucke klungen, und die Pfeile in der Luft verschwanden. Andere konnten mit ihren Pfeilen die Vögel in der Luft treffen. Andere sprungen ins Wasser, und arbeiteten gegen den Strom. Noch andere warffen ihre Spiesse so künstlich, daß sie den Fleck trafen, welchen sie an einer aufgerichteten Stange gemacht hatten. Einer ließ sich in einer kurzen Westen sehen, hatte einen Läuferhut auf dem Kopfe, und einen kurzen Spieß in seiner Hand. Dieser war so schnell auf seinen Füssen, daß auch der schnelleste Laufer

ihn nicht überrennen konnte. Die Prinzen, die Grafen und die andern vornehmen Mannspersonen wollten ihre Geschicklichkeit ebenfalls sehen lassen. Sie warfen ihre Spiesse, und tummelten ihre Pferde mit solcher Fertigkeit, daß alle Anwesende darüber erstauneten. Auf solche Weise endigte sich der Tag mit Lust und Vergnügen.

Der folgende Tag war zu einer Jagd bestimmet. Die ganze Gesellschaft war darzu eingeladen worden, und Curiosus hatte die Ehre, solcher mit beyzuwohnen. Die Jäger vertheilten sich, die Netze wurden aufgestellet, die Hörner erschalleten, und die Hunde folgten der Spur des Wildes. Die Flinten wurden geladen, und die Hirschfänger zum Fange erhoben. Hier stürzte ein verwegener Hirsch, da fiel ein Bär, dort sprang eine Wölfin, sahe nach dem Ort zurücke, wo sie ihre Jungen gelassen, und empfieng zugleich eine tödtliche Wunde. Alles war voller Bewegung, als man ein Geprassel hörte. Es war ein wildes Schwein, welches aus dem Walde hervor stürmete. Es blutete an

der

der linken Vorderfuge, woselbst es eine kleine Wunde bekommen hatte, davon es so ergrimmet worden war. Die Augen sprützten Feuer und Blut, und es drohete, alles, was ihm vorkam, zu verwunden, und zu ermorden. Die Borsten stunden ihm zu Berge, der Schaum aus seinem Rachen floß auf die Erde, und mit seinen langen Hauern, knirschete es abscheulich; wenn es um sich hauete, so stäubete das Laub in dem Walde herum, gleichsam, als von einem Wirbelwinde. Es rieß mit seinen Zähnen die Zweige von den alten Fichten, und zerbrach die jüngern Bäume. Das Blut rührete sich bey allen Anwesenden. Curiosus aber ritte ihm entgegen. Er warf seinen Spieß mit solcher Kraft und Glücke, daß er den Hauer fällete, und die Erde mit dem Blut desselben färbete: Aber in demselben Augenblicke, bekam das Pferd, das von Natur scheu war, plötzlich etwas in die Augen, wovor es schüchtern ward, sprang auf die eine Seite, bäumete sich, und zog gleich darauf so gewaltig aus, daß es keine Möglichkeit war, es mit dem Zaume zu halten.

Es stürzte in vollem Laufe in einem Loche, das im Felde war, fiel nieder, und warf ihn auf einige Schritte von sich. Er lag eine Zeit in Ohnmacht, bis einige Jäger ihn im Felde liegen sahen und zu Hülfe eileten. Sie wolten Curiosum wiederum ein anders Pferd verschaffen, er nahm es aber nicht an. So bald als sich die Jäger entfernet hatten, begab er sich an den nicht weit davon entlegenen Teich, er setzte sich in das daselbst befindliche Lustschif, da er die Gelegenheit hatte, zwey Thiere reden zu hören. Er überliefert hier:

Das Gespräch zwischen dem Reh und dem Karpfen.

Karpfe.

Wie erfreuet bin ich doch, liebwerthestes Reh! dich allhier am Ufer des Teiches anzutreffen. Ich kann nicht bergen, daß ich mit Uberdenkung meiner Begebenheiten so beschäftiget gewesen, daß ich auch dahero deine nahe Gegenwart nicht betrachtet.

Reh.

Du kanst lieber Karpfe! gleichfals versichert seyn, daß deine Gegenwart mir höchst erfreulich ist. Ich bemerkte, da ich dich von ferne erblickte, eine starke Beschäftigung deiner Gedanken, deren Gegenstand sich so gar in ganz vernehmlichen Worten geäussert. Habe ich dich nun darinn gestöret, so bitte ich deßfals um Vergebung.

Karpfe. Es ist zu viel deßfalls um Verzeihung zu bitten. Und über dieses, werde ich in diesem Wasser noch Zeit genug übrig behalten, mit meinen Gedanken da wieder anzufangen, wo ich jetzo aufgehöret habe.

Reh. Daran ist kein Zweiffel. Es ist nichts, das uns daran hindert. Was mich betrift: Ich vertreibe mir vielmal die Zeit, daß ich meinen Zustand, so gut ich kann, mit andern Thieren vergleiche, und die Tugenden und Laster derer Menschen beurtheile.

Karpfe. So wirst du denn, mein liebes Rehe! eben diesen Zeitvertreib geniessen, wann du mir theils deine Begebenheiten, theils die Geschichte einiger Menschen erzehlest, als wenn du die Umstände in der

Stille

Stille wiederholest. Und wann dieses ist, so zweifle ich nicht, du wirst die Gewogenheit haben, mir von deinem Leben einige Nachricht zu geben. Ich erbiete mich, solche durch Erzehlung dessen, was mich betrift, zu ersetzen.

Reh. Unter dieser angenehmen Bedingung, lasse ich mir dein Begehren zwar gefallen, ich bitte aber den Anfang zu machen.

Karpfe. Ich bin in einem von den grösten Teichen oder Weyhern, im Fürstenthum Hollstein gebohren worden. Meine Eltern lernten mir, als ich kaum einige Stunden alt war, wie ich mich von denen Würmern und andern Ungeziefer ernähren muste. Die Kinder meines Fischers waren mir besonders gewogen, sie suchten Raupen, Zweyfalter, Fliegen und ander Ungeziefer, das ihnen vorkam, zusammen. Und dieses waren köstliche Speisen vor mich. So wohl der junge Herr, als auch die Fräulein des Herrn von L... zu dessen Rittergut der Teich gehörte, hatten oft auch ein Vergnügen mit mir und meinen Geschwister.

Reh. Sie werden dich vielleicht haben fangen wollen?

Karpfe. Nein, sie hatten Brosamen und ander Uberbleibsel von der Tafel, welches sie in den Teich wurffen: Da sie nun sahen, wie ich und die andern kleinen Karpfen um einige Bissen Brod miteinander stritten, so verursachte ihnen dieses ein Gelächter. Wir waren so begierig darnach, daß wir um gewisse Zeit uns an derjenigen Seite versammleten, wohin einige, so uns zu essen brachten, gewöhnlich zu kommen pflegten: Ja sie durften nur ein gewisses Geräusche machen, ohne sich sehen zu lassen, so gleich stellete sich der ganze Hauffen ein.

Reh. Dieses beweiset, daß die Fische Gliedmassen zum Hören haben.

Karpfe. Der gütige Schöpfer hat den Fischen welche mit getheilet, ob schon insgemein die sogenannte Ohren zu ganz anderen Gebrauche dienen.

Reh. Bist du denn allemal gefüttert worden, oder hat die Natur hernach davor sorgen müssen?

Karpfe. Die Freude wärete zwar nicht lange: Ich habe aber doch meinen Unterhalt gehabt. Der Teich als meine Bewohnung war am Fusse eines Hügels angeleget, damit das herabfliessende Wasser, Würme

me und andere Ungeziefer mit hinein schwemmen konnte, und damit konnte ich mich ernähren. Im May- und Augustmonat waren einige Tage, da mich meine Eltern die weisse Zweyfalter fangen lerneten. Nach einem sanften Regen, kam eine unzählige Menge zum Vorschein, sie lebten aber nur wenige Zeit, und deßwegen nennet man sie Zweyfalter. Sie legten ihre Eyer in das Wasser. Sie stürzten sich auf die Oberfläche des Teiches, daß selbiger fast gänzlich bedeket war. Sie schwammen im Flattern darauf, mit Hülfe der Federn an ihrem Schwanze. Alle Einwohner des Teiches versammleten sich häuffig an dem Orte, wohin dieses Manna gefallen war. Sie sättigten sich davon, und so wohl ich als alle meine Nachbarn wurden nach dem Einfallen dieser Zweyfalter, viel fetter und ruhiger. Ich brauchte in fast fünf bis sechs Wochen lang, nicht hin und wieder zu streichen, noch mich heftig zu bewegen oder Speise zu suchen.

Reh. O! Verehrungswürdiger Schöpfer! Du hast nichts umsonst erschaffen, so gar die Würmer und Zweyfalter müssen den Fischen zur Speise dienen.

Karpfe.

Karpfe. Ich hatte das Vergnügen, mich fast ein Jahr bey meinen Eltern aufzuhalten: ich hätte aber bald mein Leben bey einer angestellten Fischerey mit aufopfern müssen.

Reh. Es werden sich vielleicht einige Personen mit der Angel oder mit dem Wurfgarn eine Veränderung haben machen wollen?

Karpfe. Ja. Sie hatten aber das Zuggarn darzu erwählet.

Reh. Wie werden denn die Fische mit dem Zuggarn gefangen?

Karpfe. Man wirft ein grosses und langes Netz aus. Das eine Ende davon bindet man an einer Stange am Ufer feste; Sodann machet man mit dem Nachen einen Umschweif, so viel möglich, nach der Breite des Flusses, hernach läßt man das Netz nach und nach in das Wasser fallen, man fähret so lang damit fort, bis die Personen wieder an das Ufer kommen, davon sie abgefahren. Der obere Theil des Netzes bleibet auf dem Wasser an den anbundenen Korkstücken schwimmen; der untere Theil sinket wegen der angebundenen Bleykugeln zu Boden. Es stellet also ein run-

rundes Gatterwerk vor, woraus die Fische hernach nicht entwischen können, als nahe am Ufer, wo der Creyß noch nicht völlig geschlossen ist; Dieses aber zu verhindern, schlägt man fleissig in das Wasser. Die Fische treffen auch meistentheils an die Füsse von denjenigen Personen, welche nach der Reyhe in Ordnung stehen, und das Netze allgemach immmer näher gegen das andere an die Stange angebundene Ende, ziehen. Die Fische erschrecken über diese Bewegungen, und fliehen nach der andern Seite, wo sich das Netz aufhält. Durch das viele Ziehen, wird der Craiß ganz enge, und befinden sich die Fische sämtlich gefangen. Ach! Ach!

Reh. Warum seuffzest du lieber Karpfe?

Karpfe. Solte ich nicht seuffzen? Meine Eltern waren unter denjenigen Fischen, womit der Fischmeister den Fischkasten füllete. Uber mich aber, weil ich noch klein war, erzeigte mir eine Frauensperson die Gewogenheit, und wurffe mich wieder in das Wasser. Ich war nun erfreut, daß ich meine Freyheit erhalten hatte, meine Eltern aber konnte ich nicht vergessen. Wer ist verlassener, als der-

derjenige, der in der Jugend seiner Eltern beraubet wird?

Reh. Es ist so geordnet, daß eine Creatur der andern dienen muß. Was vor eine sehr grosse Menge Fische würde sich umsonst in dem Wasser befinden, wenn solche die Menschen nicht gebrauchen könnten? Du wirst dir es also gefallen lassen. Wer weiß wie bald du nicht auch wieder gefangen wirst?

Karpfe. Schweig davon! ich weiß wohl, daß ich mein Leben nicht verlängern kan, ich bin aber jung, und wünschte also mein Vergnügen noch im Wasser zu haben.

Reh. Ich wünsche dir es von Herzen. Ich erinnere mich, daß du mir erzehlet hast, daß dein Geburtsort ein grosser Teich im Fürstenthum Hollstein sey: Kanst du mir nicht Nachricht geben, wie die Fischmeister und andere Besitzere der Teiche alda mit denen Karpfen zu setzen umgehen? Es sollen die Fischer jährlich viel Geld damit verdienen.

Karpfe. Das Kunststückgen will ich dir zwar entdecken; was würden aber die Hollsteinischen Fischer darzu sagen, wo sie uns reden höreten? Wir würden uns die aller-

gröste Feinde über den Hals ziehen, ja man würde nach und nach die Karpfen gar ausrotten, dann die Wahrheit ist bey diesen Zeiten gar zu verhast.

Reh. Was fragen wir jetzo nach den Fischern? Wir sind hier alleine. Wir brauchen uns nicht vor die Menschen zu fürchten: und gesetzt, es hörete jemand unser Gespräch mit an, und ließ solches hernach drucken: würde es einigen Lesern nicht angenehm seyn, wenn das Kunststückgen in dem Gespräche mit angeführet würde?

Karpfe. Ich gebe dir Beyfall, und will mein Versprechen erfüllen. Ein Fischer, wenn er Karpfen zum Brädels oder Küllern setzen will, der läst dieselben erst zuvor mager werden, er setzet sie nehmlich auf drey oder vier Wochen in ein Hürdefaß, hernach wenn sie sollen eingesetzet werden, so nimmt er zuvor eine grosse Kuffe, er legt in dasselbe auf den Grund einer Handbreit guten Schaafmist, und drücket es dichte zusammen: Er füllet alsdenn die Kuffen mit Wasser, setzet die Karpfen hinein, und nachdem sie in der Kuffen zwo oder drey Stunden gehen, so saugen sich die Karpfen von dem Schafmist so voll, daß sie

ganz dicke werden: Der Fischer nimmt sie hernach heraus, und tauchet einen Finger in Honig, schmieret ihnen inwendig die Rieben, etwas auf den Buch, und in der Mitten, da das Kellerloch ist, er setzet sie alsdenn erst ohngefehr im Junio in einen Teich, so ziehen hernach zwanzig Karpfen vielmehr zu, als sonsten achzig und mehr Zucht thun. Die Fischer aber beobachten dieses mit, daß sie auf jeden Rägenkarpfen allezeit zween milchene Karpfen setzen, wenn es möglich ist, oder daß derer milchene Karpfen allezeit mehr als derer Rägener Karpfen seyn; alsdenn kellern sie solch im Jahr zweymal, etliche auch auf eine andere Zeit. Wenn sie diese Zuchtkarpfen im Teiche versetzen, so müssen sie länger darinne stehen und gehen, als zwey Jahr: sie nehmen hernach die jungen Karpfen heraus, und versetzen dieselben wiederum in einen andern ledigen Teich, daß sie wachsen und groß werden, sie lassen dieselben aber nicht länger, als drey Jahr, indem wenn sie länger sich in dem Teich befinden, so können sie so viel nicht eintragen. Wenn die Teiche abgelassen, und die Karpfen verkauft werden, so lassen die Fischer und Hauswirthe im Fürstenthum Hollstein, die

Teiche mit Hafer besäen, der darinn häufig wächset, und Teichhafer genennet wird.

Reh. Haben sonsten die Hauswirthe nichts weiter zu beobachten?

Karpfe. Ja, dieses noch, 1stens daß sie zu den Karpffen keine Brassen und Carauschen einsetzen, aus dieser Ursache, weil die Fische auf jeden Grund Meister werden, und denen Karpfen die Nahrung entziehen, sie bleiben dahero mager und nehmen nicht zu. 2tens, daß sie zu denen Setz- und Zuchtkarpfen nicht die gar grossen und alten, sondern die mittelmäßigen nehmen. 3tens, wo sie zu viel Setz- oder Zuchtkarpfen in einen Teich setzen, fressen sie ihr eigenes Brödel oder Keller auf, und vermehren sich nicht. Wenn 4tens die Karpfen in denen Teichen, darinnen sie wachsen und zunehmen sollen, zu viel kellern, und weiters fortziehen, wodurch die Nahrung genommen wird, so beschneiden sie die Karpfen, sie setzen ihnen nemlich Hechte, Parsche und Carauschen bey, die fressen denen Karpfen das Brödel und Keller auf, damit sie keine mehr zuziehen können, und desto besser fortwachsen. Ich habe dir nun mein liebes Reh das Geheimniß entdecket.

Reh. Ich bin dir verbunden, fahre nun ferner fort mein werther Karpfe in Erzehlung deiner Begebenheiten.

Karpfe. Nachdem mich mein Fischmeister fast zwey Jahr bey meinen Anverwandten gelassen hatte, so nahm er mich nebst einigen andern Karpfen aus dem Teich, und setzte uns in einen Fischkasten. Einige Tage muste ich mit solchen bewohnen, er thate uns aber hernach zusammen in eine Tonne, und ich und meine ganze Gesellschaft wurden in der Tonne an meinen jetzigen Besitzer dieses Teiches, den Herrn von L *** gesendet. Der Fuhrmann oder Postillion, wie ich ihn nennen soll, fuhr mit uns zehen bis eilf Tage. So bald als er die Gränzen dieses Teiches, erreichet hatte, so kam die Hochadeliche Gesellschaft, nach erhaltener Nachricht zusammen, und besahen mich und alle meine Anverwandten. Wir wurden nach diesem aus der Tonne befreyet, und in den Teich gesetzet. Wie vergnügt war ich, als ich meine Freyheit und mein Leben in der Tonne erhalten hatte!

Reh. Ich wünsche dir Glück zu deiner beliebten Freyheit, denn dieser grosse Schatz

ist so wohl Menschen als auch Thieren nach ihrer Eigenschaft angebohren, beständig darnach zu streben. Wenn du in der Tonne, wie ich vermuthe, hast Wasser genug gehabt, so hast du ja wegen deines Lebens nicht dürfen besorgt seyn?

Karpfe. Es war ein Glück vor mich und meine Reise-Gesellschaft, daß der Fuhrmann uns oft frisch Wasser gab; denn die Unwissende pflegen das Wasser abzuzapfen, und füllen denn wiederum die Fässer oder Tonnen mit frischen Wasser, dieses ist aber den Karpfen schädlich, denn der Schleim bleibt hernach in denen Fässern, davon die Karpfen sterben müssen. Der Fuhrmann zapfete das Wasser nicht aus der Tonne, sondern er pflegte das Wasser zum Spunde hinein zu giessen, daß es immer überlaufen muste. Das Wasser so in die Tonne hinein gegossen wurde, triebe allen Schleim heraus, ich und meine Reise-Cameraden wurden dadurch gereiniget, und also mit frischen Wasser versehen, daß man uns auf diese Art etliche hundert Meilen lebendig und gesund hätte führen können.

Reh.

Reh. Ich wünsche dir, daß du in diesem Teiche, wie ein anderer Karpfe in einem Graben in der Pfalz der auf hundert Jahre gelebet hat, auch so viel Jahre erreichen mögest.

Karpfe. Ich könnte hernach vielleicht das Gewicht von zwey hundert Pfund erhalten. Deñ Zov'us soll melden, daß im Meer Lar ein Karpfe von zwey hundert Pfund schwer ist gefangen worden. Was vor eine angenehme Vorstellung mache ich mir aber von meinem Leben? Ist dieses nicht unnöthig? Ich hätte bald vor etlichen Tagen mich müssen gefangen geben.

Reh. Wie! hat man dich oder einige von deinen Freunden schon fangen wollen?

Karpfe. Ja, der Herr von *** feyerte das Johanisfest als ein Freymaurer, auf dem Lande: Er hatte alle Freymaurer darzu eingeladen, und nach den gewöhnlichen Ceremonien, sollten die Gäste tractiret werden. Der Fischer bekam Befehl, er sollte die verlangten Fische in dem Teich fangen, er machte darzu die gewöhnliche Anstalt. Einige Fremde, so sich schon auf dem Schlosse eingefunden hatten, wolten sich die lange Weile mit der Fischerey vertrei-

ben, der Fischer fuhr also in Gesellschaft vier Personen in dem Kahn auf das Wasser, und warf das Netz aus, ich war aber sehr erfreuet, daß die ganze Gesellschaft mit dem Netze keine Fische fangen konnte.

Reh. Wenn der Fischer dabey gewesen ist, und wenn das Netze ordentlich ist geworfen worden, so hätten sie doch Fische fangen können. Was ist aber die Ursache gewesen?

Karpfe. Ein Bauer, so ein natürlicher Zauberer war, hatte dem Fischer einen Possen gemacht. Der schelmische Bauer hatte eine Nadel genommen, womit ein Todter war bekleidet oder benehet worden, er hatte mit dieser das Netz oder Fischgarn an den Hammen angeheftet, es liessen sich dahero keine Fische fangen. Weil sich nun der Fischer mit seinem Kahne fast zwo Stunden in dem Teiche aufhielte, so habe ich die erwünschte Gelegenheit gehabt, einen Officier kennen zu lernen. Er erzehlte der Gesellschafft seinen Lebenslauf, ich habe die Erzählung, da ich am Ufer des Teiches stille hielt, mit angehöret, und meine Betrachtungen darüber angestellet.

Reh.

Reh. Damit wir in unserm Gespräch auch auf was lustiges kommen, so beliebe mir doch zu eröfnen, was es vor ein Cavalier gewesen ist, und was er vor Tugenden oder Laster gehabt hat. Vielleicht haben wir Gelegenheit seine Tugenden zu loben, seine Laster aber zu tadeln.

Karpfe. Der Officier, so ich Flavium nennen will, war bey einer wackern Frau in M ... in Logis, die einen Advocaten zum Bruder hatte, der, ich weiß nicht, ob vermöge seines Rechts, oder vermöge der Zuneigung seiner Klagenden, alle Tage mit den vortreflichsten Fischen beladen nach Hause kam. Allein er fand seine Rechnung wohl darbey. Er verschafte gesottenes und gebratenes darzu, also war die Tafel mit Fleisch und Fisch reichlich besetzt. Die Schlafkammer wo er lag, hatte nur zwey Fenster, und die Scorpionen krochen ihm des Nachts über das Gesicht hinweg, er war aber so glücklich, daß er niemals von ihnen gestochen ward.

Reh. Es ist dieses ein Glück für den Officier gewesen. Die Aerzte behaupten, daß die Scorpionen einen besondern Gift bey sich führen, welches sie durch den Stich,

den sie mit dem Stachel verrichten, der am Ende des Kopfes ihres Schwanzes herausgehet, denen Menschen vielmals beybringen, wodurch diejenigen, die von ihnen gestochen werden, davon eingehen und sterben müssen.

Karpfe. Nichts destoweniger verringerten die Scorpionen ihm nicht das Vergnügen, welches er empfande, sich in einem so guten Hause zu sehen. Dessen ungeachtet kam ihm niemals im Sinn, sich wo anders hin zu begeben. Ehe er sich niederlegte, wusch er sich das Gesichte mit Essig, dessen Geruch wie man saget, die Scorpionen abhalten sollen, ihre nachtheilige Kraft auszulassen. Allein, ob er schon ihrer Stiche wegen in Sicherheit war, so war er doch nicht vor den Pfeilen, welche des Advocaten Baase aus den Augen strahleten, welche, ungeachtet ihrer schwarzbraunen Farbe, ihm das Herze durch ihre vollkommene und unvergleichliche Statur verwundet hatte. Der Advocat stunde in den Gedanken, als ob er gegen die Liebe ganz unempfindlich wäre, weil er die Aergernisse, welche die fremden Officiers anrichteten, öffentlich mißbilligte. Er versprach ihm demnach, und hielte auch

sein

sein Wort darinnen, daß er niemals einen von seinen Cameraden mit ihm ins Hauß bringen wolte. Er hatte auch Abrede genommen, daß wenn einer käme, und nach ihm fragte, man ihm antworten solte, daß er ausgegangen wäre. Unser Flavius gieng des Nachts niemals aus, und führte ein stilles Leben.

Reh. Was hätte derselbe ausserhalb suchen sollen.

Karpfe. Er hatte seine kleine Amalia zu Hause, nebst den besten Fischen, die an diesem Orte anzutreffen waren. War er nicht ein kluger und wohl einquartirter Soldat?

Reh. Es werden sich die meisten Soldaten ein dergleichen Quartier wünschen.

Karpfe. Der Advocat muste alle Tage früh ausgehen. Seine Baase hingegen schlief so feste als eine Ratze, und der Vater dieses jungen Mädgens war auf der Arbeit in seinen Weinbergen, und unser Flavius lag in seinem Bette der Länge nach ausgestreckt, schnarchte so stark als er kunte, oder stellte sich nur so, wenn er den Advocaten sacht hinaus gehen hörte. Der Flavius

hatte schon eine Stunde im Bette gelegen, und auf Amalien gewartet, da aber solche sich nicht einstellete, stand er selbst vom Bette auf, um dieselbe zu besuchen. Wie vergnügt war er nicht, daß er dieselbe noch im Bette fand? Er küßte seiner Amalien die Hand, und ließ sich von der Liebe überwinden, zumahlen da Amalia von solcher reitzenden Schönheit war, daß er diese Gelegenheit, sie und sich zu vergnügen, unmöglich aus den Händen lassen kunte. Er umarmete sie demnach, und küßte sie mit einem solchen Vergnügen, daß es schiene, als wann ihre Lippen aneinander geleimet gewesen wären. Er bediente seine Amalia, so geschickt daß sie . . .

Reh. Es ist betrübt anzusehen, daß die vollkommesten Werke der göttlichen Allmacht durch Leidenschaften verderbet, und durch die Laster heßlich gemacht werden.

Karpfe. Das Regiment unter welchem sich Flavius befande, hatte Ordre, unverzüglich aufzubrechen, also muste er seine Scorpionenkammer verlassen. Er war über diese Zeitung wie vom Blitze gerühret, er vergoß häufige Thränen, und konte sich kaum so weit begreifen, daß er sein

Ge-

Gewehr hervor suchte. Der Oberofficier, der das Regiment commandirte, hielte die Ordre, die er abzureisen hatte, ganzer zwölf Stunden auf. Er vernahm, daß seine kleine Amalia sich hängen und ersäufen wolte, ja, nachdem sie viele Thorheiten begangen, sey sie ihrem Vetter in die Arme gefallen, und so ohnmächtig worden, daß man sie vor todt gehalten. Flavius wuste am besten, was damahls in seinem Herzen vorgienge. Seine Geliebte war noch nicht von ihrer Ohnmacht wieder zu sich selbst gekommen, als das Regiment wieder abmarschirte.

Als er sich bey dem Regiment eingefunden, zog ihn der General auf die Seite, und fragte ihn, was die Ursache wäre, daß die Jungfer im Hause, wo er im Quartier gelegen, so krank worden, so bald sie vernommen, daß das Regiment abmarschiret wäre. Flavius gestande es aufrichtig. Da diesem also ist, sprach der General, so marschire er mit dem Detachement voraus, gehe er den Augenblick von mir fort, ich befehle die Vortrouppen aufbrechen, und allen Fleiß anzuwenden, daß man in den zwey ersten Quartieren etwas zu thun finde.

Mein

Sohn, fuhr er fort, sey er ins künftige klüger, der Advocaten Zorn isi ein grimiger Zorn, un zu befürchten, daß der Advocat Satisfaction verlangt.

Das erste Quartier so unser Flavius antraf, war sehr schlecht bestellet. Er ließ stürmen oder mit der Glocke anschlagen. Denn die Bauren waren alle in den Weinbergen, und hatten noch keine Ordre empfangen, das Regiment ins Quartier zu nehmen. Der Flavius bekam das beste Haus an diesem Orte ein, er war kaum daselbst angelanget, so fühlte er sich ganz mit Flöhen bedeckt. Er lief geschwind wieder hinaus, aber er mochte sich schütteln und rütteln wie er wolte, es half alles nichts. Er muste sich fadennackigt ausziehen, wenn er eine völlige Schlacht liefern, und sich dieser Einquartirung gänzlich entledigen wolte. Nachdem er sich endlich von diesem ungelegenen Gästen oder Cameraden befreyet hatte, nahm er sein Quartier ganz nahe neben dem Dorf mitten im Getreyde auf dem Felde, wo man noch nicht eingeerndet hatte. Er ließ einiges Getraydе abhauen, und sich ein Bette davon zu machen.

Es war überaus schöner heller Mondenschein, und unser Flavius gedachte an nichts als an seine Amalia, obschon auf eine ganz verworrene Art, als er von weitem etwas scharf pfeifen hörte. Dieses Gepfeife erhub sich zu unterschiedenen mahlen, und dennoch konte er nichts um sich herum gewahr werden, weil er aber endlich befürchtete, daß dieses Gepfeife von einer grossen Schlange herrühren dürfte, so nahm er seinen Degen, und erwartete, wiewohl nicht sonder allen Schrecken, bis dieses Ungeheuer zum Vorschein käme. Er wurde endlich dem Kopf eines Menschen gewahr. Denn das stehende Getreyde war sehr hoch, daß er nicht mehr davon erkennen konte. Dieses war ein Bauer, der sich die Anordnung, darinn die unvermuthete Herannahung des Regiments, die Einwohner versetzet hatte, zu Nutz machte, und in eines andern Feld einerndten wolte, nach einem trotzigen Wer da? welches er ihm zurief, fiel er nieder auf seine Knie, und bekannte seinen diebischen Vorsatz. Flavius ließ ihn laufen, und legte sich nieder auf sein Ohr.

Reh. Was ist doch vor ein Unterschied zwischen einer würcklichen Sache und einer leeren Einbildung!

Karpfe. Ich will dir, liebes Reh, von dem March nichts mehr erzählen, als was sich auf demselben würkliches und wesentliches zugetragen hat. Das Regiment hatte Ordre, sich zu P . . . einzufinden. Das letzte Quartier war zu D . . . gewesen. Der Verkauf der Wiesen, wie auch die Zettel zu Einquartirung der Compagnie zu empfahen, war unsern Flavius anbefohlen. Er nahm sein Quartier niemals nach seinem Billet als ein Officier, sondern er ließ sich solches mit Geld bezahlen. Denn es war fast allezeit auf einen Gastwirth gestellet, er bediente sich eines guten Soldatenbillets bey hübschen Bürgern. Es ereignete sich demnach, daß er bey dem Herrn Corander in Quartier kam. Es war kein Mensch im ganzen Hause zu hören und zu sehen, seine Bude hielte nichts als einige Seyden- und Gewürzwaaren in sich. Er klopfte unterschiedene male an der Thüre an, es wolte aber kein Mensch antworten. Er faßte hierauf den Schluß, über die Bude hinein zu steigen, und mit einem

Soldaten hinein zu gehen. Als ihn die Nachbaren dergestalt hinein steigen sahen, so kam im Augenblick ein kleines altes Mütterlein zum Vorschein, die, die Soldaten mit unterstützten Armen als Diebe, Spitzbuben und Strassenrauber ausschendirte. Unser Flavius ersuchte sie höflich, hinzugehen, und dem Hausherrn zu berichten, daß er ein Billet hätte, sein Quartier bey ihm zu nehmen. Die Galle gieng ihr hiervon noch gewaltiger über, und sie fuhr fort, noch viele Schmähungen wieder ihn auszustossen, und davon nahm sie ihre Zuflucht zum Thränen, ohne daß sie Lust hatte, dasjenige auszurichten, was Flavius ihr anbefohlen. Da Flavius nun dasjenige nicht erhalten konnte, und sich viel Leute um ihn herum versammlet hatten, gieng er in die Hinterbude hinein, wo allerhand schönes Zinn, wie auch Silbergeschirr stunde. Da gieng das Weinen und Wehklagen erst recht an. Sie wuste sich in ihrem Geschrey gar nicht zu mäßigen. Endlich kam ein wohlgekleideter Bürger, gieng ins Haus hinein, u. ersuchte die Alte ganz freundlich ihr Heulen einzustellen. Flavius wieß ihm hierauf seinen Quartierzettel, woraus

er alsbald abnahm, daß der Burgermeister, der sich mit dem Herrn Corander veruneiniget, ihm diesen Possen gespielet hätte. Der Mann, dem Flavius sein Billet gezeiget hatte, war der Schwiegersohn des Hauses. Nach ihm erschiene eine schöne Frau, welche ihrer Entbindung sehr nahe war, sie fiel nieder auf einen Lehnstul, auf welchem sie ganz in Ohnmacht sank. Es suchte ihr jedermann zu Hülfe zu kommen. Flavius brachte sie wieder zu sich selbsten, und schnitt auch so gar den Gürtel an ihrem Unterkleid auf, hielt ihr ein Schraubefläschgen vor die Nase, und brachte es endlich so weit, daß sie wieder zu sich selbst kam. Ihr Mann, welcher mit Augen gesehen, wie sehr er sich ihre Erquickung angelegen seyn ließ, machte ihn ein ungemein höfliches Compliment. Er bothe ihm drey Louisd'or, wenn er sein Quartier in dem besten Gasthof nehmen wolte, und lud unsern Flavius auch des andern Tages zu Mittage zu sich zu Gaste. Der Flavius schlug aber dieses aus. Sein Herz verpflichtete ihm darzu, weil er von den Liebreitzungen des jungen Mädgens, das er bey der Frau gesehen hatte, ganz eingenommen. Gleichwie unser Flavius nun

nicht

nicht entschlossen war, dieses Quartier zu verlassen, so gab man ihm endlich eine überaus schöne Stube ein, worinnen das Bette von Sammet nach alter Manier gesticket war, auch sonsten alles sehr wohl aussahe. Sein Cammerad mit einem grossen Knebelbart, bekam auch eine überaus schöne Stube. Nachdem er einmahl getrunken hatte, that er mit dem Schwiegersohn des Hauses einen Spatziergang ausserhalb der Stadt. Nach der Zurückkunft wurde die Abendmahlzeit gehalten. Es war an einem Sonntage, der Flavius wurde mit Gesottenen und Gebratenen aufs herrlichste bewirthet. Zu Ende der Mahlzeit erschiene die junge Schönheit die er gesehen hatte. Er kunte den Glanz ihrer Augen nicht vertragen, und die seinen antworteten hingegen mit gleichem Feuer, ja er fühlte am ganzen Leibe ein Zittern, daß er nicht ausdrüken konnte.

Reh. Aber mit diesem wird dem guten Herrn Flavio nicht seyn geholffen worden? Die Liebe bringet endlich Verdruß, und scheinet es, sie mache matt, einen Liebhaber vor sich zu sehen, von dem sie keine Hofnung sehen kan,

daß das Frauenzimmer in das Ehebette beruffen werde.

Karpfe. Man pflegte in diesem Lande nach der Abendmahlzeit ein wenig spatziren zu gehen. Diese Schöne, so die Jungfer im Hause war, erlaubte ihm, ihr auf dem öffentlichen Spatziergang Gesellschafft zu leisten. Es flossen keine Thränen mehr aus den Augen eines einzigen Menschen bey dem Herrn Corander, die Furcht war alle verschwunden, worein er sie gesetzt hatte, und sie führten sich alle auf als solche Leute die zu nichts weniger Lust hatten, als sich traurig zu erzeigen. Das Frauenzimmer von L . . . kam, um Gesellschaft zu leisten, und wünschten der Schönen Glück, daß sie das Herz eines solchen Cavalliers besieget hätte, da sie hingegen alle mit einander niemand hätten, der sie tröst en könnte, als zween Studenten. So rar waren die jungen Mannspersonen daselbst, wegen des Kriegs, der sie entweder genöthiget, Dienste bey der Militz anzunehmen, oder ihr Heil woanders zu versuchen.

Als unsern Flavium einige Officiers des Regiments mit so vielen Nymphen umgeben

ben sahen, kamen sie auch zu der Gesellschaft. Worüber das Frauenzimmer eben nicht verdrüßlich zu werden schiene. Allein die zween Studenten sahen sich genöthiget, ihren Platz denselben Abend andern einzuräumen. Man ließ alsbald die Violinen, Baßon, Hautbois, Dudelsäcke, und andere musicalische Instrumente herbey holen, die zusammen ein lustiges Concert und Getümmel machten. Jung und Alt, mit einem Wort, die ganze Stadt versammlete sich am Ort des Spatzierganges. Gleichwie aber das Gedränge zu starck wurde, also machte Flavius den Anfang zum Aufbruch, und ließ die Musicanten vor sich hergehen, bis man bey dem Herrn Corander anlangete. Sie tanzten die ganze Nacht hindurch, und führeten des Morgens um acht Uhr die Frauenzimmer nach Hause.

Der Herr Corander nebst seiner Frau faßten den Schluß, denselben Abend einen Ball zu geben, und thaten Flavium die Ehre an, darzu mit einzuladen. Der Herr Corander gab ihm ein vortreflichses Sträußgen, daß er das Frauenzimer, welches er unter der ganzen Gesellschaft am

meisten liebte, damit beschencken solte, da ließ er sich mit einem Knie vor seiner liebenswürdigen Tochter nieder auf die Erde, und ersuchte sie, das Sträußgen von ihm an zu nehmen. Man fienge erst um zehn Uhr an zu tanzen, um den Musicanten und denen Frauenzimmer ein wenig Zeit zu lassen, sich erst ein klein wenig zu erholen. Der Flavius hatte selbsten der Ruhe höchstnöthig. Man gieng hierauf auseinander, allein, daß man sich um bestimmte Stunde wiederum bey einander einfinden möchte.

Die ganze Stadt lebte in Lust und Herrlichkeit. Man stellte zwey Trabanten vor die Thüre des Herrn Coranders mit Befehl, niemand von gemeinen Pöbel, ingleichen keine Studenten und Schreiber einzulassen. Flavius erstaunte, als er vom Schlafe erwachte, und einen schönen mit Gold bordirten Castor, ein paar seidene Strümpfe, gleichfalls mit güldenen Zwickeln, eine Halskrause mit saubern Spitzen, und ein Hemde mit dergleichen, nebst einem vortreflichen Strauß, der mit einem schönen Band gezieret war, güldene Kniebänder, einen schönen Hauptschmuck oder Kranz vor die Königin des Balls, nebst

Handschuen vor die Mannspersonen und das Frauenzimmer bey seinem Bette fand. Er trug dasjenige, was seiner Meynung nach, vor seine Königin gehörte, zu derselben hin, und bediente sich dessen, was vor ihm bestimmet war. Der Ball war prächtig und überaus belebt. Derjenige, welcher ihn gab, sahe wohl, daß Flavius seine Tochter liebte. Da der Herr Corander nun in seinem Vaterlande gewesen war, und seine Anverwandten kannte, also glaubte er nicht übel zu thun, wenn er ihm seine Tochter anböthe. Er thate dieses auch auf eine so angenehme Weise, daß er diesen Antrag mit einem großmüthigen Herzen annahm, jedoch sich seiner Eltern Einwilligung dabey ausbedingete. Unser Flavius hat sein lebtage kein solch Vergnügen empfunden, wie dasjenige war, als er seinen Namen neben der Jungfer Corander ihrem, bey dem ehelichen Versprechen, so sie einander schriftlich aushändigten, unterzeichnete. Seine Freude wurde dadurch noch mehr vermehret, als der Herr und die Frau Corander, ihre Tochter und ihn aufs zärtlichste umarmeten.

Reh. So groß das Vergnügen ist, so die Menschen in dem Ehestand schmecken; so schwer ist es doch hierinnen eine Wahl zu treffen, die denen Menschen niemals gereuen soll. Die Wirkungen des Verstandes müssen dabey nicht schläfrig seyn. Die Menschen sind verbunden, nach denen Gründen, welche die Weisheit und Klugheit vorlegen, und nicht nach denen Regungen ihrer Leidenschaften zu wählen. Man muß nicht zuerst eine Person auslesen, und nach der hitzigen Neigung dieselbe den künftigen Ehestand einrichten: sondern man muß, ehe das Gemüthe noch durch die Liebe, zu diesen oder jenen eingenommen ist, alles überlegen, was die Ehe angenehm oder beschwehrlich machen kan. Man muß eh noch die Wahl auf eine gewisse Person fällt, sich im Gebet völlig der göttlichen Vorsorge überlassen, und dieselbe nur darum bitten, daß sie die Ehe im Himmel machen, und mit einer Person verbinden wolle, welche nicht nur das Vergnügen bey denen bekümmerten Umständen dieses Lebens seyn möge, sondern in deren Armen auch einmal selig sterben könne. Ein solcher Anfang der Heyrath ist so wohl, als

das Mittel und Ende in denen Seegensvollen Händen unsers GOTTES, der alsdann die Neigung nicht nur auf diejenige Person, die seine Vorsicht erwählet, lenken, sondern auch derselben Liebe erwecken, und so unterhalten wird, daß sich die Herzen in zärtlicher und ewiger Treu lieben.

Karpfe. Das Regiment erhielte Ordre nach B** aufzubrechen. Unser Flavius würde nicht zu trösten gewesen seyn, sich so weit von seiner Vertrauten zu entfernen, wenn nicht ihr Vater, der gar wohl sahe, was ihm diese Trennung verursachte, eine Barke vor seine ganze Familie gemiethet hätte. Der Flavius erhielt vom Regiment die Erlaubniß, mit ihnen zu fahren. Da sie dann zwey Tage nach dem Regiment zu B** anlangten. Sie waren, so bald, als sie nur anlangten im Stande, öffentlich sehen zu lassen. Sie giengen daher alsbald in die Oper, ohne daß sie ein Mensch vom Regiment, als welches auf dem Schloß lag, gesehen hatte. Der Herr Corander begleitete Flavium und seine Liebste, bis aufs Schloß, woselbst er von den Officirern des Regiments tracti-

ret wurde. Unterdessen gieng Flavius und besuchte seine verlobte und angenehme Braut. Nach eben desselben Tages kaufte der Herr Corander ein trefliches Feldbette, nebst allem, was nöthig war, ein Zimmer auszuzieren, bezahlte auch den Wirthe drey Monathe vors Quartier und händigte Flavio die Quittung ein. Des andern Tages sollte die Musterung vor sich gehen, dahero Flavius verbunden war bey dem Regiment zu erscheinen.

Bis hierher, liebes Reh, war Flavius überaus glücklich gewesen. Aber, es war kaum ein Monat verflossen, so erhielte Flavius die traurige Nachricht, daß seine Amalia von den Kinderpocken hingerissen worden. Wie ihm damals zu Muthe gewesen, und was vor Schmertzen sein Herz beklemmeten, wird Flavius am besten wissen. Es half nichts darvor, er muste solche nur überwinden. Allein er wurde am ganzen Leibe mit einem Schauer überfallen, der sich in einem noch einmal so starken viertägigen Fieber endete. Man hat wohl niemals eine Krankheit gesehen, die seine damals gleich gewesen. Es äusserten sich die Kenn-

zei-

zeichen fast aller Krankheiten auf einmal an ihm. Nachdem er nun wieder davon befreyet war, und eines Tages bey dem Cartheuserkloster spatziren gieng, kam ein rasender, den er nicht kannte, mit dem blosen Degen in der Hand, unversehens auf ihn loß gelauffen. Flavius säumete nicht lange von Leder zu ziehen, und ihm die Klinge vor die Nase zu halten. Der Rasende rennte sich des Flavii Degen selbst in den Leib und fiele nieder zur Erden. Unser Flavius trat augenblicks in ein Schif und flohe nach R . . .

Der Herr Cordon langte zu B . . . an, und vernahm, daß man einen ermordeten gefunden, es wuste aber niemand, wer der Thäter gewesen sey. Er kam auf das Schloß, und als er sahe, daß man daselbst nicht von diesem Mord redete, so sagte er zum Commendanten, daß, als Flavius zu ihm nach L . . . sich verfügen wollen, ihme das Fieber wieder überfallen hätte. Dahero er ihn bate, zu erlauben, daß Flavius bis zu seiner Wiedergesung daselbst verbleiben dürfte. Der Commendant führte den Herrn Corander hin zum Gouverneur, welcher etwas trotzig und

und ungestümm war, und zu ihm sagte, er wolte zwar die Zeit der Wiedererlangung seiner Gesundheit vergönnen; alleine mit dem Bedinge, daß er so viel Tage im Arrest sitzen solte, als Flavius über die Zeit, die er bestimmte, zu L . . . bleiben würde. Allein der Herr Corander besänftigte den Gouverneur durch Wiedersendung etlicher Fäßgen eingemachter Americanischer Citröngen gar bald wieder, daß er Flavio vierzehen Tage Urlaub verwilligte. Die verdrießliche Begebenheit bey den Cartheusern und die Erinnerung des Todes der geliebten Amalien verursachten, daß Flavius das Fieber von neuen wiederum bekam. Daher er mehr todt als lebendig nach B . . . zurückkehrte.

Reh. Der Flavius ist bedauernswürdig gewesen. Was vor verdrüßlichen Begebenheiten ist der Mensch nicht unterworffen? der Himmel des Glücks ist nicht immer so helle, daß sich an demselben nicht öfters ein dickes Gewölke von allerhand Wiederwärigkeiten zeigen sollte.

Karpse. Unser Herr Flavius hatte auf den Schloß ein sehr schlechtes Quartier, und mußte unter denen Gewölbern vorlieb neh-

nehmen. Der Castellan oder Schloßvoigt verehrte ihm zu seiner Belustigung einen Papagey, der zwey und dreyßig Jahr alt war. Dieser Vogel gab durch sein Geschwätze zu einer lustigen Begebenheit Gelegenheit.

Reh. Vielleicht hat der Papagey die Wahrheit geredet, und damit viele Menschen beschämet. Der Schöpfer hat die Zunge denen Menschen nicht zum Schweigen, sondern zum Reden anvertrauet; aber wie wenig reden die Wahrheit und handeln wieder die weisen Absichten des Schöpfers?

Karpfe. Zu der Zeit da der Herr von D . . . Gouverneur des Schlosses war, der Herr von M . . . als Lieutenant, sich auch daselbst befande, und eine schöne, aber auch verliebte Frau hatte, gewisser Geschäft halben nach Hof reisete, so blieb die Frau von M . . . allein auf dem Schloß zurück. Weil nun ihr Zimmer über einen aufgeworfenen Damm heraus gieng, so war es leicht, wenn sich jemand die Mühe geben wolte, zu sehen, was darinnen vorgieng. Nun ließ der Herr von D . . . als ein geldgieriger Mann und Feind des

Ver

Vergnügens, des Nachts öftere Patrouillen auf den Platz der Contrescarpe und den Häusern der Stadt umgehen. Denn dieser Ort ist der Sammelplatz, wo Frauenzimmer, Kaufleute, Advocaten, und Leute von noch höhern Rang zusammen kommen. Da denn die Patrouillen öfters Manns- und Weibspersonen beym Kopf nahmen, und hernach den Beutel wacker bluten liessen.

Wenn sie etwas hatten, daß sie des Herrn von D . . . seinen Geitz ein Genügen leisten konten, so ließ man sie wieder loß, wo nicht, musten die Weibspersonen ohne Barmherzigkeit durch die Spießruthen laufen. Nun hatte die Frau Lieutenantin, diesen Papageyen in einem Käfig vor dem Fenster hangen, welcher gewöhnet war, zu schreyen; Hauet scharf! wenn man die Weibspersonen durch die Spießruthen jagte. Dahero ihm die Officier gelernet diese Worte; Hauet scharf! in die Worte: eben so, zu verändern. Als man nun eines Tages die gewöhnliche Strafe an einer unglückseligen Hure vollzoge, fieng der Papagey in seinem Käfig an, sich recht ungebärdig zu bewegen, und ohne Unterlaß zu schreyen: eben so! eben so!

Wor-

worauf ein Officier eben so neugierig war, daß er hinauf in das Fenster kletterte, und hinein guckte. Da er denn die Frau Lieutenantin des Königs, sich mit einem Hauptmann, also geberden und bewegen sahe, wie ihr Vogel. Dieser Hauptmann war jung und schön, und der Officier, der sie belauschet hatte, berichtete nach der bescheidenen Art seines gleichen junger Leute, seinen Cammeraden, diese lustige Begebenheit, welche den Papagey noch mehr anfrischten, mit heller Stimme zu schreyen: Eben so. Weil nun die Frau Lieutenantin und ihr Galan davor hielten, die Züchtigung der armen Hure wäre noch nicht vorüber, so trieben sie ihr Spiel auch noch immer mit gleichem Eifer fort, bis endlich die Officierer alle mit einander einstimmig mit dem Papagey ausriefen: Eben so. Da denn das so verliebte als schöne Paar endlich, aber zu spät innen wurde, was solches zu bedeuten habe. Der Hauptmann führte sich hierbey als ein kluger Politicus auf, begab sich geschwind hinaus unter die andern Officier, und fieng so arg mit an zu ruffen, als die andern: Eben also, bis der Papagey nicht mehr schreyen konnte,

liesse aber zugleich noch selben Abend die Frau Lieutenantin von M . . . ihre Sachen einpacken, und auf der Post zu ihrem Mann reisen, bey welchem sie sich bey ihrer Ankunft beschwerte, daß sie die Verfolgung der Besatzung nicht mehr ausstehen könnte. Sie wurde als eine andere Lucretia von ihm aufgenommen. Er wunderte sich auch nicht gar zu sehr, sie bey sich zu sehen, weil sie ihm öfters zu erkennen gegeben, daß sie gern eine Reise, und zwar in Gesellschaft seines Hauptmanns, der sich daselbst einfinden solte, nach Wien thun möchte.

Reh. Ich muß gestehen, daß sich dieser Hauptmann bey dieser Begebenheit keines wegs als einen Thoren aufgeführet hat. Man kan daraus urtheilen, was vor liebe Herren es unter denen Officiers giebet, und wie wenig Gewissen sich mancher daraus machet, einen ehrlichen Mann zu becrönen. Ich will dir eine dergleichen lustige Geschichte erzehlen, so ein gewisser Sächsischer Obrister mit einer Schustersfrau gespielet hat.

Der Obriste hatte ein Regiment Cavallerie, und ließ also immerfort viele Stiefeln

bey

bey diesem Schuster machen. Weil nun dieser Schuster zu gleicher Zeit ein schönes Weib hatte, so geschahe es, daß sich der Obriste in sie verliebte, dieselbe auch, ohne grosse Mühe, zu seinem Willen brachte. Sie passirte vor eine fleißige Besucherin der Kirchen, sie gieng aber gemeiniglich vorbey, und begab sich zum Obristen, zog sich auch wohl gar aus, und legte sich eine oder zwo Stunden mit ihm zu Bette.

Einstmals nun, da sie sich des Morgens bey dem Obersten im Bette befande, und ihr Mann vermeynte, sie seye in der Kirche, ihre Andacht abzuwarten, der Obriste aber sehr wohl disponiret war, befahl er einem seiner Lakeyen, daß er eiligst gehen, und dem Schuster zu ihm ruffen solte. Ueber diesen Befehl erschrack die Schustersfrau nicht wenig, und fragte den Obristen, was er denn jetzo mit ihrem Mann machen wolle, da sie sich bey ihm befände. Der Obriste aber sagte zu dem Lakeyen, daß er gehen und seinen Befehl ausrichten solte; zu der Frauen aber sprach er: Sie solte nur ganz ruhig seyn, und in

allen Stücken thun, was er von ihr verlangen würde.

Der Schuster war nicht gewohnt, sich zweymal ruffen zu lassen, wenn ihn der Obriste verlangte. Derohalben ergriffe der gute Meister Martin seinen Mantel eiligst, und lief mit dem Lackeyen nach dem Quartier des Obristen, in der Hoffnung, daß der Obriste wieder eine Partey Stiefeln bestellen würde; wie solches auch in der That geschehen ist. Als er sich nun aussen vor dem Zimmer des Obristen befande, gieng der Lackey hinein, ihn bey seinem Herrn zu melden. Da sprach der Obriste, er solte ein wenig draussen verziehen. Mittlerweile stunde er auf, schlug seinen Schlafrock um sich, deckte die Schustersfrau zu, sprach auch nochmals zu derselben, daß sie ganz ruhig seyn, und nur geschehen lassen solte, was er thun würde.

Darauf ward der Schuster hinein in das Zimmer geruffen, der dem Obristen einen guten Morgen bote. Der Obrist dankte ganz freundlich, fragte, wie sich Meister Martin befände? Und ob er auch jetzo viele Arbeit hätte? Meister Martin antwortete: Er befände sich ganz wohl, zu des

Herrn

Herrn Obristen Diensten. Mit der Arbeit hingegen stünde es schlech, er erwartete des Hrn. Obristen Befehl. Da bestellete der Obriste eine ziemliche Menge paar Stiefeln, worüber Meister Martin, vor Freuden, ganz ausser sich selber kam. Nach diesem fragte ihn der Obriste: Ob er auch reinen Mund halten könne, wann er ihm ein gewisses Geheimniß vertrauete? Worauf Meister Martin antwortete: Daß von ihm kein Mensch in der Welt erfahren würde, was etwa der Herr Obriste ihm anvertrauen wolte, ja er verbürgte sich deshalb mit seinem Leben und mit seiner Seele. Alsdann sprach der Obriste: Nun höret, mein lieber Meister! Ich habe hier ein Frauenzimmer im Bette liegen, und der will ich ein paar Pantoffel machen lassen, so schön und kostbar, von Drapdor oder goldenem Stück, als ihr sie nur zu machen wisset. Kommet derohalben, und nehmet das Maaß über den Fuß des Frauenzimmers; aber lieber Meister! ich recommandire euch nochmals, die Sache geheim zu halten, auch eurer eigenen Frau nichts davon zu sagen. Da vermaß sich der Schuster aufs neue, daß nie ein Mensch

von ihm davon etwas solte zu hören bekommen. Hiermit führte der Obriste den Schuster zum Bette, deckte der darinnen seyenden Frau, welche ganz nackend gelegen, die Beine auf, bis an die Knie, nahm auch ein paar grün seidene Strümpfe, die er schon parat gehabt, zur Hand, zog solche der Frau an, und ließ alsdann den Schuster das Maaß zu denen Pantoffeln nehmen. Die Frau, welche den ganzen Discours angehöret, ließ mit sich machen, was man wolte, und hielte sich ganz ruhig. Bey dem Weggehen recommandirte der Obriste dem Schuster das Geheimniß nochmals aufs beste, und erhielte dargegen, ebenfalls zum drittenmal, die theuersten Versicherungen, daß nie ein Mensch von ihm etwas erfahren solte.

Niemals mag vielleicht der Schuster freudiger seyn nach Hause gegangen als jetzo. Er hatte auch kaum den Mantel von sich geleget, so fieng er schon an, zu der bestellten Arbeit zu schneiden, und erwiese sich dabey ungemein frölich. Seine Frau hatte mitlerweile, da sich ihr Mann bey dem Obristen befunden, dennoch unter der Bettdecke, vor Angst ein wenig ge-

schwi=

schwitzet; gab sich aber doch nunmehr, weil alles so gut abgelauffen war, wieder zufrieden, kleidete sich an, und begab sich nach Hause zu ihrem Mann, in der Hofnung, daß kein Mensch als sie die bestellten kostbaren Pantoffel, bekommen würde.

Wie sie zur Thüre hinein in ihre Stube trat, fande sie den Mann überaus beschäftiget. Er sange und pfiffe auch bißweilen darzu, aus Trieb seines frölichen Gemüthes. Die Frau hörte und sahe eine Weile zu, fragte aber endlich, und sprach: Ey liebes Männigen! was ist dir doch Gutes wiederfahren, daß du so frölich bist? Auf diese Frage antwortete der Schuster seiner Frau ganz kurz und sagte: Die Weiber müssen nicht alles wissen. Ey liebes Männigen! sprach sodann die Frau noch weiter, ich bitte dich gar sehr, laß mir es doch auch wissen, damit ich Theil an deiner Freude nehmen könne. Hierauf versetzte der Schuster: So wisse dann, meine liebe Frau! daß der Herr Obriste wieder eine grosse Quantität Paar Stiefel bestellet hat. Nun das ist mir sehr lieb, sprach sodann die Frau, daß mein Gebet ist erhöret worden. Denn

ich habe in der Kirche recht herzlich gebetet, daß dir ein gutes Glücke möchte bescheret seyn. Aber es muß hinter deiner Freude sonst noch etwas verborgen stecken. Denn der Herr Obriste hat ja sonst auch manchmal viele Paar Stiefeln bestellet, und du bist dabey doch nicht so gar lustig gewesen, wie jetzo. Sage derohalben mein liebes Männgen! was dir etwan sonst frölliches begegnet ist? Darauf versetzte der Schuster nochmals, daß die Weiber nicht alles wissen müsten. Wie aber die Frau sich stellete, als ob sie immer noch curiöser gemacht würde, das Geheimniß ihres Mannes zu wissen, sprach er endlich, bey noch ferneren Anhalten seines Weibes: Ja, meine liebe Frau! wenn du schweigen könntest, wolte ich dir wohl etwas vertrauen. Aber ihr Weiber könnet nichts verschweigen, sondern plaudert gleich alles wieder / und traget es weiter, bis eine Sache, die doch heimlich bleiben solle, endlich in der ganzen Stadt herum kommet. Da versicherte die Frau ihren Mann mit sehr theuren Worten, daß das Geheimniß, welches er ihr anvertrauen würde, kein Mensch von ihr erfahren solte. Hiermit rückte Meister Martin heraus,

aus, und sprach zu seiner Frau: Denke nur, mein lieber Schatz! was der Obriste vor ein leichtfertiger Vogel ist. Wie er die Stiefeln bestellet hatte, muste ich einer Weibsperson, die er ganz nackend, und bedeckt in seinem Bette liegen hatte, das Maaß zu einem Paar Pantoffeln nehmen. Zu solchem Ende deckte er die Weibesperson auf, bis an die Knie, und zog ihr ein Paar grün seidene Stümpfe an, damit ich das Maaß zu denen Pantoffeln desto richtiger treffen möchte. Aber Frau! was das vor ein paar schöne und weisse Beine gewesen, das kan ich dir nicht beschreiben. Sie waren so weiß, als Alabaster und Elffenbein nimmermehr seyn können, und ich sage frey heraus, ich habe dergleichen schöne Beine Zeit meines Lebens nicht gesehen. Bey Vernehmung dessen, stellete sich die Frau, als ob sie jaloux sey, daß der Schuster fremde Beine so gar sehr rühme, sprach auch: Scheinet es doch fast, als ob du dich in diese schöne Beine verliebet hättest: Ey! das ist gar was schönes, mein lieber Mann! sich so in anderer Leute Beine zu verlieben, ich will mir es ins künftige ausgeberen haben, daß du nicht so vorwi-

tzig nach fremder Weibspersonen Beinen siehest. Weil sich nun die Frau zu gleicher Zeit betrübt, und etwas zornig stellete, vermeynte Meister Martin, sie hielt sich würklich vor beleidiget, trachtete auch, sie wieder zu besänftigen, indem er sprach: Was frag ich nach der Hure, die der Obriste im Bette gehabt. Doch sage ich nur so viel, daß ihre Beine recht wunderschön gewesen. Mich gehen sie ja weiter nichts an, wir wollen zufrieden seyn, daß der Obriste die Pantoffel bey mir bestellet, woran ich einen guten Profit zu haben verhoffe, weil ich sie so kostbar machen soll, als ich immer kan. Hiermit gab sich endlich die Frau auch zufrieden, und der Schuster machte die Pantoffel, worzu er einen reichen goldenen Stoff genommen, gleich den andern und dritten Tag mit fertig, sprach auch daß ihm der Obriste zum wenigsten sechs Thaler dafür bezahlen müste.

Wie die Pantoffel fertig, und im Stande waren, daß sie konnten übergeben werden, trug sie der Schuster zu dem Obristen. Der Obriste betrachtete die Pantoffel mit grossem Fleiß, und befande, daß sie sehr wohl gemachet waren. Er sprach zu gleicher Zeit

zum

zum Schuster: Mein lieber Meister! Ich bin seit dem mit der Person zerfallen, der ihr diese Pantoffel angemessen, und sie soll sie nunmehro nicht haben, sind mir also nichts nütze, und ich weiß nicht, was ich damit machen soll? Uber diese Worte erschrack anfangs der Meister Martin nicht wenig, und sagte: Ey! ey! wie komme ich armer Mann darzu, daß ich dabey soll Schaden leiden? Denn er bildete sich ein, daß der Obriste die Pantoffel nicht bezahlen, sondern ihm dieselben auf dem Halse lassen wolte. Aber sein Schrecken vergienge gar bald wieder, als der Obriste fragte, wie viel die Pantoffel kosten? er bezahlte dem Schuster, wie der Meister Martin verlangte, nemlich neun Gulden davor, und sprach: weil ich nicht weiß, was ich damit machen soll, so nehmet sie wieder mit nach Hause, und saget eurer Frau, daß ich ihr dieselben verehre. Wie der Schuster dieses hörte, sagte er? Ey! ey! mein Herr Obrister! wie hat meine Frau das um sie verschuldet, daß sie ein Paar so schöne und kostbare Pantoffel von ihnen soll geschenckt bekommen. Hierauf versetzte der Obriste: Ich habe nun die Pantoffel eurer Frau

einmal geschenket, und sie mag dieselbe behal-
ten, weil ich sie vor eine ehrliche brave Frau halte. Als der Schuster merkte, daß es vollkommener Ernst, bedankte er sich mit verbindlichen Worten gegen den Herrn Obristen, vor ein so schönes Geschenke, und sagte: Es würde seine Frau dem Obristen die Pantoffeln zu Ehren tragen, so lange ein Fleck daran wäre. Auf daß sie aber desto länger halten möchten, solte sie solche nur alle heilige Zeiten, auch Sonn- und Festtage anziehen, wann schön Wetter wäre; bey garstigen Wetter aber keineswe-
ges. Hiermit lief er von dannen. Sobald er nach Hause kam, warf er den Mantel voller Freuden von sich, nahm die Pantof-
feln in beyde Hände, trat damit vor seine Frau, und sagte: Frau! In was für einen glücklichen Zeichen bist du gebohren? Siehe da! die Pantoffeln sind nunmehro dein. Denn der Herr Obriste hat sich mit der Hure entzweyet, der ich sie angemessen, sie solle die Pantoffeln nicht haben. Weil er dir nun recht von Herzen gut ist, auch dich vor eine ehrliche brave Frau hält, so sind dir die Pantoffeln von ihm geschenket. Bey Anhörung dessen stellte sich die Frau, als

ob sie glaubte, daß sie entweder vom Obristen oder auch von ihrem Mann selber, aufgezogen und vexiret würde, sie sprach derohalben zum Schuster: Man solte sie nur vor keine Närrin halten, noch sie darzu machen wollen, sie hätte mit den Pantofeln gar nichts zu thun, die der Obriste vor seine Hure hätte machen lassen. Da bemühete sich der Schuster, viele vernünftige Ursachen anzuführen, die Frau zu überzeugen, daß eine ehrliche Frau auch solche Pantoffeln, die einer Huren wären angemessen worden, gar wohl annehmen und tragen könnte, wenn sie ihr geschenket würden, absonderlich wenn die Hure die Pantoffeln noch nicht an ihren Füssen gehabt hätte. Im übrigen stellte er der Frau vor, wie viel ihm an der Gunst des Obristen gelegen wäre, der doch gar leichtlich sein Feind werden könnte, daferne er hörte, daß sein Geschenke so wenig geachtet würde. Durch solche und dergleichen Zuredungen mehr, ließ sich endlich die listige Schustersfrau zur Annehmung derer Pantoffeln bewegen, absonderlich weil sich ihr Mann hoch und theuer vermaß, daß es kein Scherz, sondern des Obristen Ernst sey.

Es ergrif auch der Schuster die Pantoffeln, sie seiner Frau zu probiren, und zu sehen, wie ihr dieselben stünden? Als nun die Frau die Pantoffeln an ihren Füssen hatte, und der Schuster sahe, daß sie ihr ungemein wohl passeten, schlug er, vor grosser Verwunderung, die Hände zusammen, und sprach: Bey meiner Seele, Frau! die Pantoffeln passen dir eben so gut, als wann sie dir über deinen eigenen Fuß angemessen wären. Wie gefället dir diese Begegenheit? mein lieber Karpfe!

Karpfe. Sie klinget zwar artig, wenn nur dergleichen Streiche keine unerlaubten Dinge wären. Wenn keine Mannspersonen in der Welt wären, so würde das weibliche Geschlecht ganz anders gesittet seyn, als man es itzt befindet. Das Bestreben dem männlichen Geschlechte zu gefallen, und es unter seine Bothmäßigkeit zu bringen, lehret die Weiber viele Ränke, und verleitet sie oft, sich nicht nach dem Plane einer gesunden Vernunft, sondern so einzurichten, wie sie glauben, daß es vor ihnen am vortheilhaftesten sey. Sie sind schlau, nach einem kurzen Umgange diejenige Sache zu erforschen, gegen welche ein

Mann

Mann die größte Neigung hat. Ich versichere, daß ihre Augen nicht so feurig, ihre Sprache nicht so annehmlich, ihre Haut nicht so gepfleget, ihre Bewegung nicht so zärtlich seyn würde, wo sie nicht wüsten, daß sie durch einen oder mehr, in ihre Fesseln bringen könnten.

Reh. Auf die vorhergehende Begebenheit, will ich noch eine andere von einem Manne sagen, den sein Glück sein Unglück entdecket hat.

Dametus, ein guter ehrlicher Bürger in *** hatte eine ein wenig allzuartige Frau genommen. Muß ich von ihm sagen, daß er sie anbetete, so muß ich von ihr gestehen, daß sie gegen ihn alle die Gefälligkeiten verschwendete, mit denen gemeiniglich zärtliche Weiber so wohl als verschmitzte Buhlerinnen, doch beyde aus verschiedenen Absichten gegen ihre Männer nicht sparsam zu seyn pflegen. Mit einem Worte; Noch selten hatte man so viel Merkmale einer vollkommenen Eintracht, und so viele Kennzeichen von der sonst altväterischen ehelichen Treue in einer Familie angetroffen. Der arme Narr glaubte bey seiner Hausehre eben so viel Keuschheit als Schönheit anzutreffen, und sein listiges Weibchen dach-

te, sein gutes Vertrauen wenigstens durch eine verstellte Keuschheit zu belohnen, da sie nicht gesonnen war, die gute Meynung ihres Mannes durch ein wirkliche Keuschheit wahr zu machen. Sie hatte ein so gutes Herz, daß sie sich vorsetzte, ihre Liebeshändel sehr behutsam zu spielen, und der gekrönte Mann würde sein Hirschgeweih in aller Stille getragen haben, ohne es selbst zu wissen, wenn nicht der blinde Zufall so unbescheiden gewesen wäre, ihm etwas zu verrathen, woran seiner Ruhe gelegen war, daß er nichts wuste.

Eines Tages meldete er seiner Frau, daß ihn ein ganz unumgängliche Nothwendigkeit zwänge, eine kleine Reise zu thun, und eine Nacht ausser seinem Hause zu zubringen. Seine Frau Liebste weinte vor Freuden darüber. Durch ihre Geschicklichkeit wußte sie ihren Mann so zu betrügen, daß er die Freudenthränen für Thränen der Zärtlichkeit und der Betrübniß hielt. Dann sie begleitete dieselben mit allen den ausstudierten Geberden, die einen Mann bereden können, daß er der glücklichste Ehemann auf dem ganzen Erdboden ist. Die Heftigkeit ihrer Klagen, war

war fast eben so groß, als die verliebte Wuth der Peruckenmacherinn Anne.

Ich weiß nicht, was für eine Ursache dem Gemahl unserer keuschen Lucretia nöthigte, seine Reise aufzuschieben. Vielleicht konnte er auch mit seinen Geschäften geschwinder zu Stande gekommen seyn, als er gedacht hatte. So viel weiß ich ganz gewiß, daß er beym Einbruche der Nacht in seine Wohnung zurück kam, und vor Freuden ganz ausser sich war, daß er seiner Frau so unverhofte Freude machen könnte. Nachdem er an seiner Thüre eine gute Zeit, und zwar immer ärger angedonnert hatte: Machte man endlich auf. Er steigt gerades Weges hinauf, findet seine Frau bereits im Bette, und legt sich zu ihr. Ob sie ihn mit Liebkosungen überhäuft habe, brauche ich nicht zu sagen, da ich mich über die Geschicklichkeit dieser Schönen oben schon weitläuftig heraus gelassen habe. Denn wenn es auch niemand gesehen oder gesagt hat; so lässet es sich doch daraus gar leicht schliessen.

Er war gesonnen, sich von den Beschwerlichkeiten, die er diesen Tag ausgestanden, durch einen guten Schlaf zu erholen.

holen. Kaum war er aber im Bette: So wurde er durch die Seufzer, die der keusche Gegenstand seiner Liebe ausstieß, und oft mit einem Stöhnen vermischte, schon in seinem guten Vorsatze gehindert. Er wird darüber unruhig. Er fragt: Was ihr fehlet? Warum sie so stöhnt? Nachdem er so lange Zeit auf die Antwort warten müssen, als erfordert wurde, ihn in eine geschäfftigere Angst zu jagen: So erfähret er, daß die Madam von einer entsetzlichen Colick befallen ist. Das war schon genug, den zärtlichen und leichtglaubigen Mann aus dem Bette zu jagen. Er stürzte sich so hurtig, als es angieng, heraus, zog sich über Hals über Kopf an, und gieng in die Nachbarschafft, stärkende Tropfen zu bekommen, die, die Schmerzen seiner Betrügerin etwan lindern könnten.

Aber wie erstaunte er nicht, da er mit seiner Hand in die Ficke grief, seine Nachbarin zu bezahlen, und eine schöne goldene Uhr, und einen mit Luis d'oren vollgepfropften Beutel herauszog.

Karpfe. Der Zufall ist doch wirklich angenehm, und ein solcher Fund ist in Wahrheit nicht zu verachten.

Reh.

Reh. Er gab zu nicht wenig Grillen, und verdrüßichen Gedanken Anlaß. Und du, mein lieber Karpfe! brauchest so gar scharfsichtig eben nicht zu seyn, wenn du den ganzen Knoten der Verwirrung auflösen willst. Du kanst den Augenblick sehen, daß ein reicher Stutzer die Stelle eines Mannes vertreten, daß er in dem Schrecken, welches des Mannes Ankunft verursacht, sich nur versteckt, ohne an seine Kleider zu dencken; daß der arme Narr die Beinkleider des Stutzers statt der seinigen ergriffen; und daß sein Glück ihm solchergestalt sein Unglück entdecken müssen. Man spricht er habe die Sache so aufgenommen, wie ein Mann der zu leben weiß, diese Pille verschluckt, und ohne seiner Frau ein Wort davon zu sagen, sich entschlossen, sein Gold und seine Hörner vor aller Welt zu verbergen. Der Stutzer war vermuthlich mit den Beinkleidern des Mannes davon gegangen, und so schlimm auch der Tausch war, so ließ er sich es doch nicht einkommen, seine Uhr und seinen Geldbeutel vom Manne zurück zu fordern. Die Nachbarinn erzehlte in ihrer Einfalt nur einigen Frau Gevatterinnen die Historie von der

Uhr, diese aber vertrauten es, schon mit ein wenig mehr Bosheit, ihren guten Freundinnen, die es denn der ganzen Welt wieder vertrauten. Der Mann aber ist nicht aus dem Charackter eines vernünftigen Hahnreys gefallen, so gar, daß er wider die Nachbarinn einen Injurienproceß geführet hat, die sich genöthigt gesehen hätte, ihme eine Ehrenerklärung zu thun, wenn man ihr nicht auf den Eid geglaubt hätte, zu welchem sie sich von freyen Stücken erbothen. Der arme Teufel hat sich deßwegen verdammen lassen müssen, die Unkosten zu tragen; und es ist ihm wohl zu statten gekommen, daß er in der Sicke des Urhebers von seinem Unglücke genug gefunden, die Kosten eines so lächerlichen Processes zu bestreiten, den derselbe, so schuldig er sonst war, unschuldiger weise veranlasset hatte.

Karpfe. Ich wundere mich, daß der grosse Schöpfer die angenehme Sonne über solche Creaturen noch scheinen lässet, die ihr geiles Wesen bey jedem Wort und Mienen zu erkennen geben. Die Frau des Dametas ist auf der Welt die Eigenschaften des Schöpfers immer mehr und mehr bekann-

bekannter zu machen, das heist zur Ehre GOttes leben. Wie kan aber eine solche die Pflichten erfüllen, wenn sie ihren unvernünftigen Trieben folget? Ich erstaune, wann ich die Güte des Schöpfers betrachte!

Reh. Die Gedult und Barmherzigkeit des liebreichen Schöpfers ist groß, und wir arme Geschöpfe haben uns deßwegen nicht zu bekümmern.

Karpfe. Wenn es dir nicht mißfällig ist, liebes Reh! so beliebe mir doch zu erzehlen, wie wunderbar das Glücke mit dir gespielet, und was du schon in der Welt erfahren hast. Es wird mir ein Vergnügen seyn, wenn ich hören werde, daß es dir wohl ergangen seye.

Reh. Mein Geburtsort ist ein schön grüne und dicker Wald. Ich habe drey Tage bey meiner Mutter ganz stille gelegen, und mich hernach fast ein Jahr bey derselben aufgehalten. Mein Mutter lernte mir, wie ich meine Nahrung suchen muste in jungen Hauen, in Pflückung von Sträuchern, und von Kräutern. Die nahe am Holz gelegene Felder besuchte ich in Gesellschaft meiner Eltern und Freunde fleißig, im Win-

ter aber waren wir auf der Heyde. Wenn wir uns den Hunger gestillt hatten, so scharreten wir, wie die Hirsche, allemal mit den Forderläuften einen runden Platz, des Sommers nach der frischen Erde, des Winters aber um den Schnee weg zu räumen, damit derselbe nicht zerschmelzte, und die Kälte dadurch vergrösserte. Wenn wir so beysammen waren, so unterwiesen mich meine Eltern, wie ich auf den Wind Achtung geben solte: ich muste allezeit die Nase gegen den Wind halten, und auf diese Art, kunte ich einen Menschen über dreyhundert Schritte im Winde vernehmen, ob ich ihn gleich nicht sahe.

Karpfe. Was vor einen subtilen Geruch haben nicht die wilden Thiere? Der gütige Schöpfer wird euch vermuthlich deßwegen damit versehen haben, daß ihr manchmal aus der Gefahr könnet kommen.

Reh. Nachdem ich mich, die gewöhnliche Zeit, nemlich ein Jahr bey meiner Mutter aufgehalten hatte, so nahm ich von meiner Mutter Abschied. Nicht weit vom Jägerhausse war der Ort, wo das letzte

te Lebe wohl! gesagt werden solte. Ach! liebwertheste Mutter, fienge ich unter einem erbärmlichen Aechzen an, so soll ich denn nun meine Freunde verlassen? Ach! warum ist mir nicht vergönnet mich beständig in Gesellschaft meiner Anverwandten aufzuhalten und die Beschwerlichkeiten mit ihnen zu theilen? Und ach! wie beklemmet ist mir meine Brust! Ich empfinde eine tödliche Ahndung. Ich erzittere, meine liebe Mutter! wenn ich an die Gefahr gedenke. Vielleicht ist dieses das letzte mal, daß ich meine Mutter noch sehe. Himmel! erhalte das, was ich auf der Welt mit am liebsten habe. Meine zärtlich gerührte Mutter erwiederte, daß ich mir den Abschied müste gefallen lassen, es wäre einmal also geordnet, und wenn ich diejenigen Regeln beobachten würde, so sie mir ertheilet, so würde ich gewiß meinen Unterhalt finden.

Karpfe. Manche Eltern haben in der Liebe zu ihren Kindern gar keine Maaß. Die Erziehung der Jugend erfordert eine ungemeine Klugheit. Wohlerzogene Kinder geben wohlgeathene Leute in allen Ständen ab. Wer von Jugend auf mit Lust gewöhnet worden, die Pflichten gegen die

Eltern zu beobachten, der wird sich gemeiniglich auch scheuen, GOtt, seine Obrigkeit, seinen Nächsten, und sich selbst zu beleidigen.

Reh. Es war, als wenn es mir ahnde, daß ich meine Mutter nach meinem Abschied nicht mehr sehen würde, denn etliche Tage hernach würde selbige von einem Jäger erschossen. Ein Rebhuhn, so ein guter Freund von mir ist, brachte mir die erste Nachricht davon. In was für Betrübniß, ich aufs neue, dadurch bin gesetzet worden, kanst du, lieber Karpfe! leicht vermuthen. Das Rebhun warnete mich zugleich, daß ich mich wegbegeben sollte, weil es gehöret hätte, daß bald eine grosse Jagd sollte angestellet werden.

Karpfe. Ich halte davor, daß die Menschen, gewissermassen, von dem übeln Gebrauche der Herrschaft über die Thiere eben so wohl Rechnung zu geben schuldig seyn, als von der Wuth, die sie über einander ausüben. Je völliger die Thiere der Macht der Menschen unterworfen sind, desto mehr sollten sie den Mißbrauch derselben verantworten; und dieß um so viel mehr, da selbst die natürliche Beschaffenheit diese Geschöpfe unfähig macht, in einem andern Leben irgend einen Lohn, für seine Plagen in dieser Welt, zu empfangen. Es ist merckwürdig, daß die schädlichen Thiere, welche die kräftigsten Mittel haben, denen Menschen ein Leid zuzufügen, die Menschen von Natur fliehen, und sie nicht beleidigen, woferne sie nicht gereitzt, oder durch den Hunger darzu gezwungen werden. Der Mensch hingegen forschet aus, und verfolget so gar die unschädli-

chen

chen Thiere, mit dem Vorsatze, sie zu verderben und auszurotten. Ich mag die Jagdlust, als ein blutdürstige Belustigung nicht antasten, die ein solches Ansehen und eine solche Gewohnheit zur Stütze hat; allein ich glaube, daß die Bewegung dieser Leibesübung, nebst dem Beyspiele und der Anzahl der Jäger, nicht ein geringes beytragen, daß man denen inneren Verweisen wiederstehet, die das Mitleiden, zum Behuf des verfolgten Thieres, natürlicher Weise, erregen würde. Ich mag nicht sagen, daß diese Lust ein Ueberbleibsel der Barbarey sey; allein ich muß eines gewissen Gebrauchs gedenken, ich meyne die wilde Ehre, die die Jäger vornehmen Frauenzimmer erweisen, welches bey dem Tode eines Hirsches oder Rehes zugegen ist, wenn sie ihnen das Messer in die Hand geben, um die Kehle eines hülflosen, zitterenden und wimmerenden Thieres abzuschneiden. Allein, ist die Jagd verderblich, so ist die Gefrässigkeit unter denen Menschen noch vielmehr, und auf eine noch viel unmenschliche Art. Lebendig gebratene Thiere, Ferkel die man zu tode peitschet, zugenähete Vögel, das alles sind Zeugen der sündlichen Schwelgerey. Ich weiß nichts erschröcklichers und grausamers als eine Küche, die mit Blut bedeckt, und mit dem Geschrey von Thieren erfüllet ist, die unter denen ärgsten Martern den Geist aufgeben. . . . Aber fahre in der Erzehlung deiner Begebenheiten fort mein liebes Reh!

Reh. Als ich nun von meinen Freunden entfernet war, so bemühete ich mich von denen Nach-

baren meine Feinde kennen zu lernen. Die Hunde verfolgten uns Rehe sehr oft, wenn uns ein Hund jagen wolte, so giengen wir erstlich flüchtig fort, wendeten uns hernach mit einem grossen Sprung auf die Seite, wir giengen etliche Schritte hinter einen dicken Strauch fort, und blieben stille stehen: wenn der Hund uns nahe war, flohen wir wieder über die Büsche, und wendeten uns bald hier, bald dar, über vorige Ferte, daß also der Hund unfehlbar muste in Confusion kommen. Auf diese Art hatten wir mit den Hunden vielmahls unsere Lust.

Karpfe. Was hast du denn für natürliche Eigenschaften?

Reh. Wir Rehe haben eben solche Eigenschaften als wie die Hirsche: die Natur ist aber gegen uns noch gütiger gewesen, denn wir haben viele Vorzüge vor die Menschen: wir haben ein überaus scharfes Gesicht, so wohl bey Tage als auch bey der Nacht, wir schlaffen mit offenen Augen, wir haben eine reine und klare Stimme, wir lassen niemahls keinen Zahn ausfallen, von den giftigen Thieren, die wir zu essen pflegen, werden wir stark und fett; wir können grosse Wasser geschwind und schnell durchschwimmen, und daraus gewisse Kräuter zu unserer Speise holen.

Karpfe. Ihr habet viele Vorzüge. Ihr bleibet und lebet nach der einmahl eingerichteten Ordnung der Natur.

Reh. Deßwegen werden wir auch niemahls krank, und brauchen der Gesundheit nicht mit so theuren Kosten, als die Menschen aus den Apothe-

thecken zu kauffen. Wir müssen aber doch denen Menschen zur Arzney mit dienen. Die Käßrinne, so in der Rehe Mägen gefunden wird, hat gleiche Tugend der Arzney mit der Haasen Käßrinne, es wird solche in der Ruhr oder dergleichen Bauchflüssen auf Wein mit grossen Nutzen getrunken. Es mischen etliche drey oder vier Löffel voll unter Reißbrühe, und gebrauchen es in gemeldter Krankheit als ein Clystier.

In den Augenkrankheiten gebrauchen die Menschen die Rehlebern oft. Diejenigen so klare und helle Augen verlangen, kochen eine solche Leber in Salzwasser, sie lassen sich hernach den Dampf davon in die Augen gehen, mit der Brühe aber waschen sie zum öftern die Augen aus. Andere nehmen den Saft, welcher aus der Leber heraus fliesset, wenn solche gebraten wird, und bestreichen gleichfalls die Augen damit. Es machet alles ein gutes und scharfes Gesicht. Einige Personen dürren die Rehlebern, stossen solche zu Pulver, oder verbrennen selbige zu einer Asche, das Pulver oder die Asche überschlagen sie hernach denjenigen, der sehr blutet; noch andere rühren dieses Pulver unter Rosenessig und stopffen es hernach mit einem leinen Tuch in die Naßlöcher; da sie dann das Blut bald hemmen.

Die Jungfern bestreichen mit der Rehgalle die Sommerflecken, die davon bald vergehen. Einige Frauenzimmer aber thun frisch Wasser darzu, und wischen das Gesichte fleißig damit ab, in der Hofnung, ein schönes, zartes, weisses, und sauberes

Gesichte dadurch zu bekommen. Die Bewohnerin des Jägerhauses die Frau von F . . . nimmt ein Quintlein Rehgalle, ein halb Loth Bohnenmehl und Honig, sie mischet diese drey Stücke unter einander, und lässet das Gesichte zum öftern damit bestreichen. Die weissen Felle, Nägel, allerhand Fleck: und dergleichen aus denen Augen zu vertreiben, wie auch zugleich die Augen zu erfrischen, nehmen viele Personen etwas von der Rehgalle unter guten Honig, und streichen es in die Augen. Die Rehgalle mit Frauenmilch warm in die Augen getröpfelt, heilet sicher und gewiß, die von einem Schlag, Stoß oder Fall zerrissene Felle der Augen. Die Galle dienet auch darzu, daß man sie mit Rosenöhl oder Knoblauchsaft wider das Ohrenklingen und Sausen in die Ohren hinein fallen lasse: wider die Zahnschmerzen kan die Galle auch gebraucht werden, wenn der Zahn damit angedupffet wird.

Karpfe. Aus der Beschreibung ersehe ich, daß die Rehe denen Menschen sehr nützlich seyn. Aber wieder auf die Menschen zu kommen: Hast du, liebes Reh! nicht einige sogenannte vernünftige Creaturen in dem Walde oder sonsten kennen lernen?

Reh. Ich habe mich zwar meistentheils immer im Walde aufgehalten, ich habe aber doch in solchem theils die Jäger, theils auch einige reisende Personen gesehen, und bey meiner Versteckung hinter die Sträucher viele Heimlichkeiten erfahren.

Karpfe. Ich bitte dich, liebes Reh! erzehle mir doch was von denen Menschen.

Reh Ich will dir den Gefallen erzeigen. Ruprecht war bey dem Hofjäger D . . . ein Jägerpursche;

sche; dieser Hofjäger hatte eine grosse Tochter, so ein artiges Mädgen war; Nun wuste man wohl, daß die Jungfer nicht gar zu ehrenveste war; Denn wenn etwa die andern Jägerpursche zuweilen mit ihr scherzten, sie bey dem Kinne kriegten, und auf Jägerart weidlich abherzten, oder mit denen Fäusten ihr das Halstuch oder auch die Schürze vom Leibe rissen, so liesse sie alles gut seyn, und war dabey so wohl zu frieden, als wenn ihr die gröste Höflichkeit wiederfahren wäre. Und weil sich diese Pursche eine und andere Freyheit nahmen, bey ihrem Halse herum zu tappen, so meinte sie, es würde ihr auch nicht gewehret seyn, wenn sie ihnen die Krause gleichfalls wacker zerpatschete, auch manchmal unversehens mit der Hand an ihren Hosenknopf stiesse. Ja wenn die Pursche bey später Nacht betrunken nach Hause kamen, und anklopfeten, so stund Marilis, (wie ich die Tochter des Hofjägers D . . . nennen will,) aus dem Bette auf, gieng gemeiniglich nur in dem Hemde hinunter und machte die Thüre auf. Ob nicht zuweilen die versoffene Brüder im Finstern nach der Person, so ihnen die Thüre aufgeschlossen, werden herum getastet, und sie geknippen haben, das will ich nicht sagen: Jedoch habe ich einmahl gehöret, daß diese Leute, als sie nach ihrer Gewohnheit vom Trunke späte nach Hause kamen, und von der Marilis ins Hause gelassen worden, ihr das Hemd zur Dankbarkeit derb ausklitschten. So tolle, als sich diese Jägertochter gegen die Jägerpursche erzeigte, so konnte sie doch in der Gesellschaft, absonderlich wenn Rupertus dabey war, viel von ihrer Redlichkeit reden,

und sich stellen, als wenn sie den ärgsten Eckel vor denen Mannspersonen hätte, und sich von denselben durchaus nicht könnte anrühren lassen. Sie wäre, sagte sie, ohne dem gar kützlicht, und könnte nicht leiden, wenn man ihr in ihrer holen Hand krabelte, vielweniger würde sie es erdulten, wenn man ihr mit der Hand sonsten wohin käme, da sie nicht hingehörte. Daher hätte sie auch nur neulich einen, der sie ein wenig hinten am Halse kützeln wollen, gleich mit einem Messer in die Hand gestochen, daß er vierzehen Tage dem Bader hätte gebrauchen müssen. Wenn der Narr, fuhr sie in ihrer Rede fort, mich nur frischer angegriffen hätte, so würde er nicht so arg von mir seyn beschädigt worden: Denn ich kan, wie gedacht, das sachte Gekrabel nicht erdulten. Die Marilis rühmte indessen immer ihre Ehrbarkeit, sie sagte auch öfters, daß allezeit ein Hirschfänger hinter ihrem Bette läge, weil sie fürchtete, es möchte etwann eine Mannsperson sich in ihre Kammer, welche nicht verwahret wäre, weil man von aussen hinein greiffen, und die angemachte Kettel aufmachen könnte, einbrechen, und wenn sie schlieffe, mit der Hand eine Untersuchung anstellen. Darum hätte sie den Hirschfänger zu sich geleget, damit sie denjenigen, der sich in ihre Kammer verirren dürfte, recht bewillkommen könnte. Ruppertus sagte einsmals zu ihr: Meine schöne Jungfer, sie werden ja das nicht thun, und einen Hirschfänger mit zu Bette nehmen? Wer würde sich denn unterstehen, in ihre Kammer zu kommen? Will er es nicht glauben, antwortete sie, so komme er mit mir, ich will ihm den Hirschfänger weisen. Ruppertus wurde einsmals von Flöhen so

sehr

sehr gestochen, daß er durchaus nicht schlaffen konnte. Er stund auf, gieng in seine Stube, und wolte die Nacht mit Wachen zubringen, und ein Licht aufschlagen. Nun mochte der Zunder die Nacht über, in welcher es sehr regnete, seyn feuchte worden, weil das Feuerzeug am Fenster, welches die Nacht offen geblieben war, gestanden hatte; daß er also durchaus kein Feuer konnte zu wege bringen. Dieweil er aber gleichwohl nicht vergebens wachen wolte, und in einem Buch gerne gelesen hätte, so gieng er nach Marilis ihrer Schlafkammer zu, und wolte sie bitten, daß sie aufstünd, und ihm ein Licht anschlüge: Die Magd des Hofjägers D . . . war damahls krank, sonst hätte er dieselbe geruffen, und Marilis mit dem Aufstehen verschonet. Er blieb vor der Kammer stehen, und pochte an. Aber Marilis hörte nichts, sie schlief feste, und schnarchte über die massen sehr. Er machte die inwendige Kettel auf, eröfnete die Thüre, und kam also in die Kammer hinein. Er rufte sie bey dem Namen: Jungfer Marilis, und zupfte unten zu Fusse an dem Bette: Aber sie schnarchte immer fort. Er rufte, und schüttelte das Bette noch ärger: Darauf fieng sie zwar zu reden an, und sagte: **Dort unten.** Sie schlief aber gleich wieder ein, und schnarchte, wie zuvor. Endlich fassete er sie bey einem Fusse, zerrete sehr daran, und wolte sie munter machen, sie redete auch wieder ein Wort, das hieß; **Weiter**; doch schiene es, daß sie noch nicht wolte munter werden, das Seilerrad in ihrer Kehle ließ sich immer frischer hören. Er grief ihre Fußzähe noch einmahl an, und knipte sie also, daß auch das Murmelthier, wel-

welches der Marckschreyer Vorgeben nach ein ganzes halbes Jahr schlaffen soll, darüber aufgewachet wäre. Aber ihre schnarchende Gurgel hörte noch nicht auf, und schlief feste, doch sagte sie im Schlaffe zweymal: **Hirschfänger verlohren, Hirschfänger verlohren!** Er zwickte sie endlich in die dicken Waden, und da kamen die Worte: **Hirschfänger** verlohren, noch einmal aus ihrer Kehle herfür. Wenn ein anderer damals an Rupperti Stelle gewesen wäre, der würde gleich geschlossen haben, daß Marilis mit ihren Schnarchen ein Exempel derjenigen, welche nicht allemahl schlaffen, wenn sie die Augen zuhaben und schnarchen, vorstellete, und daß sie durch diese Worte so viel zu verstehen gäbe, sie wolte nicht böse werden, und gleich nach dem Hirschfänger greiffen, wenn man ihr schon ein bißgen mit der Hand zu nahe käme. So aber ließ er sie schlaffen, und gieng wieder in seine Stube, bestriche den Zunder mit Schwefel, und brachte es endlich durch heftiges Schlagen so weit, daß der Zunder fieng, und er ein angezündetes Licht bekommen konnte. Nun blieb Ruppertus bey denen Gedanken, die Marilis hätte wahrhaftig geschlaffen, und ihn in der Kammer nicht gemerket: Allein, die folgende Zeit wiese ihm, daß sie gar wohl muste gewachet haben. Denn sie fieng an, ihm sehr schimpflich zu tractiren, und sagte ihm öfters unter die Augen, daß er ein einfältiger Mensch wäre, der zu wenig taugte. Ruppertus fragte sie öfters, worinne seine Einfalt bestünde, und ob denn nicht ein Mittel wäre, daß er könnte klüger werden? Aber sie wiese ihn kurz ab, und sagte, daß derjenige,

wel-

welcher keine natürliche Klugheit, bey sich spüren liesse, von andern Leuten wenig Klugheit lernen würde. Etliche Tage darauf fügte es sich, daß Ruppertus mit dem Hofjäger D . . . der Marilis und dem ganzen Hause auf ein Dorf spatzieren gehen muste, wo die Bauern an einer langen und mit Oele geschmierten Stange in die Höhe kletterten, und den oben angesteckten Kranz, worauf ein Gewinst von etlichen Gülden stunde, zu erreichen bemühet waren. Viele Bauern versuchten ihre Künste vergebens: Denn wenn sie durch Hülfe der Asche, die sie aus dem Schubsacke in die Hände nahmen, und damit die Stange im Hinaufhotzschen bestrichen oder bewarffen, etwan über die Helfte hinauf gekommen waren, musten sie wieder herunter, und konnten den Preiß nicht gewinnen. Endlich kam einer ziemlich hoch, und ob er zwar etliche mal ein gut Stück wieder zurücke zuschete, so schwunge er sich doch immer wieder in die Höhe, biß er den Kranz erreichen konnte. Hierüber fieng Marilis mit Rupperto eine solche Unterredung an, und fragte ihn, was er von dem Kerl hielte, der den Kranz davon getragen hätte. Was kann ich sagen? versetzte Ruppertus, ich muß ihn loben, daß er so hoch gekommen ist, welches dem Ansehen nach sich nicht so leichte practiciren läst. Die Marilis fragte weiter, was Ruppertus aber von einem solchen Menschen urtheilte, welcher, wenn er schon so weit gekommen wäre, daß er gar leichte mit der Hand nach dem Kranze hätte langen können, entweder aus verzagtem Gemüthe, oder aber aus Faulheit dasselbe

nicht

nicht gethan, sondern sich wieder zurück gemachet hätte. Ruppertus sagte hierauf, es müste dieses ein verzagter oder fauler Kerl seyn. Er hat recht, antwortete die Marilis, und dieser Kerl ist er. Ruppertus begehrte, sie solte ihm doch den Gefallen erzeigen und sagen, wo er nach einem Kranze hätte langen können, und daß solches von ihm nicht geschehen wäre. Aber sie würdigte ihn nicht weiter einer Antwort, fieng an einen grossen Haß auf ihn zu werffen, brachte es auch etliche Wochen darauf bey dem Vater so weit, daß er ihm den Abschied gab. Was hälst du, lieber Karpfe! von der Jungfer Marilis?

Karpfe. Wenn ich meine Meynung von diesen zwo Personen sagen soll: So finde ich auf beyden Theilen vieles zu erinnern. Ich kan die Rache der Marilis gar nicht billigen; doch würde Ruppertus wohl nicht das Exempel der Rache von der Marilis erlebet haben, wenn er sich ein wenig behutsamer aufgeführet, und durch seine Besuchung den Grund zu diesem Ubel nicht selbst geleget hätte. Ich hoffe, alles tugendhafte Frauenzimmer hat mit mir einen Abscheu vor dergleichen Personen.

Reh. Ich wolte dir noch gerne mehr sagen, die Nacht kommt uns aber auf den Hals. Ich muß meine Freunde suchen. Vielleicht kommen wir schon wieder zusammen, und da werde ich dir noch genug zu erzehlen wissen. Lebe wohl!

Karpfe. Lebe vergnügt, liebes Reh! Es wird mir ein Vergnügen verursachen, wenn ich bald wieder Gelegenheit haben werde, mit dir zu reden.

(o)

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Christoph Gottlieb,

Die redende Thiere über Menschliche Fehler und Laster Bey Ruhigen Stunden Lustig und nützlich zu lesen

Bd.: Drey und dreyßigstes Gespräch

Franckfurt und Leipzig 1752

P.o.germ. 1456 a-32/37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121374-2
VD18 80432573